

20 Jahre

Café La Strada



STUTTGART



Inhalt

Grußwort anlässlich 20 Jahre Café La Strada	3
Vorwort, Grußworte	4-5
Café La Strada – eine Erfolgsgeschichte	6-9
Ohne Ehrenamt kein La Strada	12-13
Ehrenamt im Café La Strada	14-15
Im Prostituiertentreff La Strada	16-21
„Der Körper war da, die Seele aber taub“	22-23
Historisches aus dem TROTTWAR	24-27
Zwischen den Geschlechtern	28-29
Interview mit Barbara Hürttle	30
Einweihung des La Strada 2009	31
Freier haben eine Verantwortung	32-33
Amtsblatt der Stadt Stuttgart von 1997	34
Café La Strada früher	35
Café La Strada heute	36
Mordopfer Dooris K.	37
Die mutigen Frauen vom La Strada	38-41

Impressum

20 Jahre Café La Strada
Bereich Armut, Wohnungsnot und Schulden
des Caritasverbandes für Stuttgart e. V.

Herausgeber:
Caritasverband für Stuttgart e. V.

Verantwortlich für den Inhalt:
Manfred Blocher

Realisation:
www.moonoo.de / Martin Oswald

Bildnachweise:
Titelbild: razvanphoto / 123RF
S. 6: Francesca Schellhaas / photocase.de
S. 8: ruewi / photocase.de
S. 9 li, 16, 20: K.D. Busch
S. 10: M. Oswald
S. 18: Max Kovalenko
S. 22: aerogondo@istock@istock
S. 24: kallejipp@photocase
S. 26: Bojan Senjur@istock
S. 28: Thomas Niedermüller
S. 37: Stadt Stuttgart
S. 40: REHvolution.de / photocase.de
Alle anderen: La Strada

Grußwort anlässlich 20 Jahre Café La Strada



Sehr geehrte Ehrenamtliche, liebe Mitarbeiterinnen und Kolleginnen,

ich freue mich, Ihnen zum 20-jährigen Bestehen des Prostituiertencafés La Strada gratulieren zu können.

Das La Strada hat sich mit Recht einen guten Ruf erworben und ist aus dem Hilfesystem der Stadt Stuttgart nicht mehr wegzudenken. Über die Jahre hat sich das La Strada von einem kleinen Prostituiertentreff in den Kellerräumen des ehemaligen Leonhardsbad zu einer weit über unsere Stadtgrenzen hinaus anerkannten niedrigschwelligen Anlaufstelle für Prostituierte entwickelt.

Zwanzig Jahre, in denen sich sehr viel verändert hat: Das Geschlechtskrankengesetz mit seiner Untersuchungspflicht wurde 2001 durch das Infektionsschutzgesetz abgelöst, das auf Freiwilligkeit und Eigenverantwortlichkeit setzte und leider zur Folge hatte, dass nur noch wenige Frauen die Hilfen im Gesundheitsamt in Anspruch nahmen. Dann wurde

im selben Jahr das Prostitutionsgesetz (ProstG) verabschiedet. Das ProstG liberalisierte den Prostitutionsmarkt und führte zusammen mit der EU-Osterweiterung zu einem Anstieg von Prostitutionsstätten, als auch von ausländischen Prostituierten.

Vielorts dünnte in Folge der Kontakt zwischen den etablierten Hilfesystemen der Kommunen und den Prostituierten aus. Dass das in Stuttgart besser lief, haben wir auch Ihnen und Ihrem niedrigschwelligen Angebot zu verdanken. Sie haben all diese Veränderungen miterlebt und das Beste daraus gemacht: eine Anlaufstelle betrieben, die ihr Angebot konsequent an den Bedürfnissen der Frauen ausgerichtet hat und damit durch die Jahre hindurch dicht an denen dran blieb, für die das Hilfeangebot etabliert wurde.

Sie haben Sprachmittlerinnen eingesetzt, als die Verständigung mit den osteuropäischen Frauen nicht mehr anders möglich war. Sie haben das Essensangebot erweitert, damit auch die Armutsprostituierten sich wenigstens ein paar Mal in der Woche richtig satt essen können. Sie haben Kleider gesammelt um sie den Frauen weiter zu geben und vieles mehr.

Und auch jetzt, im Jubiläumsjahr 2016, ist das La Strada der zentrale Punkt inmitten der mittlerweile vielfältigen sozialen und medizinischen Hilfen, die unsere Stadt für die Prostituierten bereit gestellt hat.

Besonders beachtenswert bleibt dabei, dass Sie all das überwiegend mit ehrenamtlichem Engagement bewerkstelligt haben. Dass Ihnen das über diese bewegten zwanzig Jahre derart gut gelungen ist, verdient großen Respekt und Anerkennung.

Ich wünsche Ihnen weiterhin alles Gute und viel Erfolg

Ihr

Werner Wölflé
Bürgermeister

Liebe Leserinnen und Leser,



wer konnte vor 20 Jahren erahnen welche Entwicklungen der kleine „Treff Maria“ im Marienheim nehmen wird um heute ein beachtetes Angebot, das Café La Strada, für Frauen die der Prostitution nachgehen vorzuhalten. Damals, 1996, begann Sr. Margret mit einer kleinen Schaar ehrenamtlicher Frauen den Treff aufzubauen. Alles hat klein begonnen und die heute vielfältigen Problemlagen um das Thema waren zum dama-

ligen Zeitpunkt noch nicht abzusehen. An zwei Abenden in der Woche gab es zu den Anfangszeiten ein offenes Angebot, eine Rückzugszone, immer „Männerfrei“ für die Frauen. Über einen kleinen Umweg und eine freundliche Aufnahme in der Altkatholischen Kirche kam das alte Leonhards Bad ins Spiel. Die Räumlichkeiten im Kellergeschoss waren keineswegs optimal und stellten alle Beteiligten immer wieder vor besondere Herausforderungen. Zusätzliche Unterstützung kam von Seiten des Caritasverbandes für Stuttgart e.V. Dieser übernahm die organisatorische Abwicklung und Beratung der Ehrenamtlichen.

Ab diesem Zeitpunkt kam zum ersten Mal das Gesundheitsamt der Stadt Stuttgart mit seinen ehrenamtlichen Frauen und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen ins Spiel um die Arbeit zu unterstützen und auszubauen. Nur mit dieser gelungenen Kooperation konnten vier Öffnungsabende in der Woche gewährleistet werden. Das Ehrenamt war und ist eine der tragenden Säulen im Angebot. Wie stark sich diese Frauen engagieren sieht man nicht zuletzt daran, dass die erste Generation erst jetzt langsam ausscheidet! Es gibt noch Ehrenamtliche aus der Anfangszeit die uns bis heute die Treue gehalten haben.

In den Anfangszeiten im Leonhardbad besuchten um die 15 Frauen die abendlichen Angebote. Neben der Möglichkeit sich zu verpflegen, Kleidung zu erhalten und eine Auszeit zu nehmen, waren vor allem die Gespräche mit diesen Frauen ein zentraler Punkt im Angebot. Viele Jahre gab es kaum Veränderung in der Szene und im Angebot.

Erst in den Jahren ab 2008 kam durch die EU-Osterweiterung eine sich verändernde Szene ins Spiel. Armut- und Zwangsprostitution war plötzlich Thema. Durch die starke Zunahme der Besucherinnen und die damit verbundenen Arbeitsbe-

dingungen der Ehrenamtlichen waren die Räumlichkeiten im Leonhards Bad nicht mehr länger tragbar. Mit Unterstützung der Stadt Stuttgart gelang es 2010 neue Räume in der Jakobsstrasse 3 zu beziehen. Die Renovierung und der Ausbau der Räumlichkeiten wurde zum größten Teil mit Einsatz von ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern durchgeführt. Mit einher ging dabei die Zusammenlegung von Angeboten für weibliche und männliche Prostituierte. Das Café La Strada und das Café Strichpunkt waren in der neuen Anlaufstelle unter einem Dach vereint. Dieses Angebot sowohl für männliche als auch weibliche Prostituierte findet bundesweit Beachtung. Mit den neuen Herausforderungen die durch die Armut- und Zwangsprostitution vornehmlich mit Frauen aus dem osteuropäischen Raum auftraten, galt es mit neuen Konzepten zu antworten. Die Abende wurden im Café La Strada von bis zu 70 Frauen aufgesucht und stellten die Mitarbeiterinnen vor sprachliche und logistische Herausforderungen. Hier war zusätzliche Unterstützung angefragt.

Mit Unterstützung des Gesundheitsamtes, des Gemeinderates und der beteiligten Träger gelang es in den letzten Haushaltberatungen zusätzliche Stellenanteile für Sozialarbeit und Hauswirtschaft zu sichern. Diese Unterstützung trägt zu einer Entlastung des sich verändernden Ehrenamtes bei und mit den vielfältigen zusätzlichen Angeboten an den Öffnungsabenden, z. B. Rechtsberatung, ist die Zukunftsfähigkeit gesichert. Das Café La Strada ist untrennbar mit dem Einsatz und dem Engagement der ehrenamtlich tätigen Frauen verbunden. In Eigenregie der Ehrenamtlichen wurden so 20 Jahre lang die Öffnungsabende des Caritasverbandes aufrechterhalten. An vier Abenden in der Woche gelang es für die Frauen, die oft unter elenden Umständen der Prostitution nachgehen, ein kleines bisschen Licht in Ihren Lebensalltag zu bringen. Versorgung mit dem Nötigsten, Gespräche und auch weitergehende Hilfen gehören zu den Angeboten. Dafür gilt es an dieser Stelle ganz herzlich Dankeschön zu sagen für all die viel geleistete Arbeit. Dieses Dankeschön gilt auch für die vielfältigen Sach- und Geldspenden durch die ortsansässigen Firmen und Privatleute, die die Arbeit unterstützen und mittragen.

Damals wie heute bleibt das vorrangige Ziel Frauen in Not engagiert und parteilich zu unterstützen. Sei es durch ehrenamtliches Engagement, Sachspenden oder professionelle Sozialarbeit. Dafür ist das Café La Strada gut aufgestellt und kann sich den zukünftigen Herausforderungen stellen.

Traurig stimmt in diesem Zusammenhang allein die Tatsache, dass es überhaupt ein solches Angebot bedarf.

Manfred Blocher

Grußworte

Liebe BesucherInnen und FreundInnen des La Strada!

20 Jahre La Strada, ist wirklich ein Grund zum Feiern! Das „Besondere Café“ wurde es einmal in einem Zeitungs-Bericht genannt, und das zu Recht!

Wo waren die Anfänge? Der erste Impuls kam von Sr. Heidrun Keck, Franziskanerin von Sießen, die 1990 in Strassburg die Organisation „Le Nid“ besuchte, die sich dort um Prostituierte kümmerten, wovon sie sehr begeistert war. In der Zwischenzeit war der Hilfebedarf in Stuttgart durch die Drogenprostitution so gewachsen, dass Caritas-Bereichsleiter Albert Wild Handlungsbedarf sah. Bereits 1991 entstand der „Treff Maria“ im Marienheim, bis wir 1993 wegen Umbau den Platz räumen mußten, und in der Altkatholischen Kirche Unterschlupf fanden. 1996 war dann der Beginn des La Strada im Leonhardbad, das vielen Frauen für einige Stunden Atempause und Verpflegung anbot, bis dann der Umzug in die Jakobstrasse in die jetzigen Räume stattfinden konnte. Durch die Kooperation mit dem Gesundheitsamt, entstanden neue Möglichkeiten der Hilfe, die dieses Angebot so einmalig machen.

Nicht zuletzt der unermüdliche Einsatz der Ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, hat 20 Jahre „La Strada“ zu dem gemacht, was es heute ist: „Eine besondere Einrichtung“.

Eigentlich würde ich mir wünschen, dass es diese Einrichtung nicht braucht! Da sich jedoch mit der Legalisierung der Prostitution 2002, die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung gerade zu verdoppelt hat, wünsche ich allen Beteiligten und Betroffenen, viel Kraft zum kämpfen nicht nur gegen die Bürde, mehr noch um die Würde!

Sr. Margret Ebe

Grußwort zum 20-jährigen Jubiläum von La Strada – Gratulation und „Weiter so“ !

Noch gut erinnere ich mich an den Anfang dieser für die Prostituierten so wichtigen Anlaufstelle. Sr. Margret besuchte mich im Gesundheitsamt und regte eine Zusammenarbeit vom Caritasverband und dem Gesundheitsamt an. Diese Idee gefiel mir sehr gut, da bereits ein Arzt und Sozialarbeiterinnen des Gesundheitsamtes für gesundheitliche und soziale Probleme der Prostituierten zuständig waren. Sr. Margret und ich waren also die „Urmütter“ von La Strada.

Den Namen La Strada hatte ich mir ausgedacht, da mich der berühmte Film von Frederici Fellini gleichen Namens sehr beeindruckt hatte. Anthony Quinn spielte darin den grobschlächtigen, primitiven, herumziehenden Schausteller, der seine naive Helferin Gelsomina brutal behandelte, ausnützte und erniedrigte. Dieser Film schien mir symbolisch für die Ausbeutung der Männer an den sich prostituierenden Frauen.

So begann „La Strada“ am Leonhardsplatz im Keller des ehemaligen Leonhardsbades. Einige Monate hatte ich selbst ehrenamtlich dort nachts gearbeitet, um mir ein Bild von der wichtigen und sinnvollen Arbeit zu machen. Von Anfang an dabei war eine kenntnisreiche und engagierte Sozialarbeiterin des Gesundheitsamtes, Sabine Constabel. Die Prostituiertenszene hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Heute gibt es viele Zwangs- und Armutspostituierte aus Ländern Osteuropas, ich erinnere nur an die Plakataktion der vergangene Monate.

Auch La Strada hat sich verändert. Die Hilfsangebote haben sich erweitert und sind effektiver geworden, auch der Standort hat sich durch den Umzug in die Jakobstrasse 3 verbessert. Das Ehrenamt von Frauen spielt aber nach wie vor eine zentrale Rolle bei den Hilfen für Prostituierte.

„La Strada“ – ein Refugium weg von der Straße, bietet Schutz und Hilfe für Prostituierte, sowie Pausen in ihren schwierigen Nächten, hoffentlich auch in der Zukunft.

Dr. med Dorothee Fischer, ehemalige Leiterin des Gesundheitsamtes in Stuttgart



Café La Strada – eine Erfolgsgeschichte

Die Anfänge des Prostituiertencafé La Strada liegen in den Jahren 1990 bis 1993. Damals eröffnete Sr. Margret mit einer Gruppe ehrenamtlich arbeitender Frauen den „Treff Maria“ im Marienheim in der Katharinenstraße 4. An drei Abenden in der Woche bot der Treff Straßen- und Beschaffungsprostituierten die Möglichkeit, etwas zu essen, sich auszuruhen und eine Tasse Tee zu trinken. Als der Treff 1993 wegen Umbaumaßnahmen eingestellt werden musste, versuchte man diese Möglichkeit für die Straßenprostituierten zu erhalten und in die Franziskusstube unter der Paulinenbrücke zu verlagern. Wegen der langen Wegzeit dorthin kamen leider nur ganz vereinzelt Frauen in die Franziskusstube und der Versuch scheiterte.

1996 fand Sr. Margret Räume im ehemaligen Leonhardsbad, mitten in der Altstadt, die für wenig Geld anzumieten waren. Eine erste Konzeption wurde erstellt. Die Caritas, bei der Sr. Margret angebunden ist und das Gesundheitsamt, bei dem die Milieu-Sozialarbeiterinnen angestellt waren, gingen eine Kooperation ein. Jetzt musste noch ein Name gefunden werden. Dr. Dorothee Fischer, die Amtsleiterin des Gesundheitsamts, hatte die zündende Idee. „La Strada“, nach dem Melodram des Regisseurs Federico Fellini.

Am 15. August 1996 öffnete das La Strada zum ersten Mal seine Türen für Prostituierte. Die Miete organisierte Sr. Margret aus eigenen Spendenmitteln unter dem Dach der Caritas. Ihre Ehrenamtlichen engagierten sich am Wochenende und das Gesundheitsamt mit Sozialarbeiterin und Arzt deckten die Öffnungszeiten unter der Woche ab.

1996 war Prostitution noch sittenwidrig und die „Förderung der Prostitution“ war strafbar. Das Geschlechtskrankengesetz war in Kraft und verpflichtete alle Prostituierten, sich in regelmäßigen Abständen beim Gesundheitsamt auf sexuell übertragbare Infektionen untersuchen zu lassen. Es gab den „Dienstzweig Prostitution“ bei der Polizei (gegr. 1954), der die Prostitution in Stuttgart kontrollierte und überwachte. Er war der Garant, dass sich die organisierte Kriminalität lieber außerhalb der Stadtgrenzen niederließ, als im polizeilich stark kontrollierten Stuttgart. Die Prostituierten nannten Stuttgart „Hurensanatorium“, da keine organisierten Zuhälterbanden die Straßen unsicher machten und es einen attraktiven Sozialdienst für Prostituierte gab, der bei allen sozialen Schwierigkeiten Hilfe bot. Mit dem La Strada entstand zur hochschwelligen Beratung im Gesundheitsamt eine erste niederschwellige Beratungsstelle, die die bereits bestehende

aufsuchende soziale Arbeit unter Prostituierten (Streetwork) sinnvoll ergänzte und in die auch Frauen fanden, die Ämter und Behörden eher mieden.

Im Januar 2001 trat das Geschlechtskrankengesetz außer Kraft und wurde durch das Infektionsschutzgesetz (IfSG) ersetzt, das in Bezug auf die Bekämpfung von Infektionskrankheiten statt behördlicher Kontrolle und Zwangsmaßnahmen auf freiwillig wahrzunehmende Hilfsangebote der Gesundheitsämter setzt. Die allermeisten Prostituierten fanden das sehr bedauerlich. Sie hatten große Sorge, dass sich die unprofessionell arbeitenden Frauen nicht mehr untersuchen lassen und sich deshalb die Geschlechtskrankheiten im Milieu verbreiten würden. Keine der Prostituierten, die ins La Strada kam, war über den Wegfall der Untersuchungspflicht erfreut. Die Frauen behielten Recht. Tatsächlich nahmen immer weniger Frauen die bestehenden medizinischen und sozialen Hilfsangebote im Gesundheitsamt wahr. Bedingt durch den ständigen Wechsel der Frauen in den Prostitutionsobjekten, hielten sich mit der Zeit immer mehr Frauen in Stuttgart auf, die von den bestehenden sozialen und medizinischen Hilfen keine Kenntnis erhielten. Zudem hatten deren Zuhälter kein Interesse daran, dass sich die Frauen außerhalb der Prostitutionsstätte, in der sie arbeiteten, informierten und gegebenenfalls um Hilfe nachfragen konnten. Das La Strada bot einen Ausweg. Es war mitten im Milieu, die Sozialarbeiterinnen waren durch ihre Streetwork-Einsätze bekannt und sorgten dafür, dass auch die neu zugereisten Frauen erfuhren, dass es in den Kellerräumen des ehemaligen Leonhardsbads ein Treffpunkt für Prostituierte gab. Die Frauen erzählten sich gegenseitig von dieser Möglichkeit und so gab es kaum einen Tag, an dem das Café nicht bis auf den letzten Platz besetzt war.

Mit dem La Strada entstand zur hochschwelligen Beratung im Gesundheitsamt eine erste niederschwellige Beratungsstelle.

2001 trat auch das ProstG in Kraft und viele hofften, dass es damit gelingen würde, die Rechte der Frauen in der Prostitution zu stärken und ihren Schutz zu verbessern. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Der Großteil, der damals deutschen Frauen in der Prostitution, arbeitete nicht als Folge einer freien „Berufsentscheidung“, sondern weil sie sich irgendwann einmal in einen Mann verliebt hatten, der ihnen den Weg in die Prostitution aufzeigte. Auffallend viele der Frauen hatten in ihren Biographien sexuelle Gewalterfahrungen, die sich durchaus wegweisend in die Prostitution auswirkten. Schon beim Einstieg dachten die Frauen an den Ausstieg. Prostitution war immer nur ein Übel, das in Kauf genommen werden musste, um eine finanzielle Notlage zu überwinden. Sei es die eigene oder aber die des Freundes. Die selbstständige autonome Hure war schon damals nicht der Regelfall. Die meisten der Frauen hatten einen Zuhälter, und wenn sie ihn



Café La Strada in der Jacobstraße 3

nicht so nannten, dann war es ein parasitärer Freund, der ein hohes Interesse am Einkommen „seiner“ Frau hatte.

Ungeachtet dieser Realität wurde der vermeintliche Nutzen des ProstG auf die Personengruppe der autonomen Hure ausgerichtet und, viel mehr noch, auf die Personengruppe der Betreiber und Betreiberinnen von Bordellen. Deren Ansprüche fanden Gehör. Ihr Anliegen, ihr Etablissement entkriminalisiert führen zu können, wurde erfüllt. Sie bekamen ein eingeschränktes Weisungsrecht, die Sittenwidrigkeit des Rechtsgeschäfts fiel weg und damit ging u.a. die Türe zur Werbung auf. Im Strafrecht fiel der Paragraph zur „Förderung der Prostitution“, was die Schaffung neuer Bordelle enorm erleichterte und die Eingriffsmöglichkeiten der Polizei beschnitt. Auch im Leonhardsviertel, und in der direkten Nachbarschaft zum La Strada, entstanden neue Bordelle und Absteigen. Die Konkurrenz unter den Frauen in der Prostitution nahm zu und gerade die älteren unter ihnen, die zum großen Teil noch ein sehr professionelles Verständnis von Prostitution hatten, sahen sich durch neue, jüngere Frauen in ihren Verdienstmöglichkeiten beschränkt. Und auch der Freier veränderte sich. Ihm wurde erklärt, dass Prostitution ein Job ist wie jeder andere, dass die Frauen aus purer Lust Huren sind und dass sie auch nicht mehr Prostituierte heißen, sondern Sexarbeiterinnen. Genauso nannten sich die Bordelle jetzt Wellness-Oasen. Der Freier sah nun gar nicht mehr ein, für die Benutzung einer Frau mehr zu zahlen, wenn er dieselbe Leistung auch für weniger bekommen konnte.

Als 2002 die Arbeitslosenhilfe und die Sozialhilfe (Hilfe zum Lebensunterhalt) für Erwerbsfähige zum Arbeitslosengeld II (ALG II) zusammengefasst wurde, also Arbeitslose nicht mehr zum Sozialamt mussten, sondern zum Jobcenter, war das der Ausweg für viele der älteren deutschen Prostituierten. Jetzt mussten sie nach 20 oder mehr Jahren Prostitution eben



nicht mehr zum Sozialamt, sondern konnten zum Jobcenter gehen und sich arbeitssuchend melden. Die Hemmschwelle, staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, sank gewaltig. Innerhalb nur weniger Jahre stieg die Mehrheit der deutschen Prostituierten aus. Denn viele von ihnen hielt zu dieser Zeit nur noch die Angst vor dem Sozialamt in der Prostitution. Für diese Frauen war es eine Schreckensvorstellung, nach Jahrzehnten in der Prostitution zum „Sozialfall“ zu werden und sich damit eingestehen zu müssen, dass all das, was sie sich beim Einstieg durch die Prostitution erhofften, nicht eingetreten ist. Weder wurden sie wohlhabend, noch konnten sie sich eine Alterssicherung ersparen. Trotzdem besuchten diese Frauen auch nach ihrem Ausstieg weiterhin das La Strada. Es war schon zu „ihrem“ Raum geworden: hier konnten sie sich austauschen, mussten sich nicht verstellen, blieben mit alten Kolleginnen in Kontakt und entkamen der Einsamkeit in der ihnen fremd gewordenen „bürgerlichen Welt“.

2004 tauchten die ersten Frauen aus den neuen Mitgliedsstaaten der EU im Prostitutionsmarkt auf. Polinnen, Tschechinnen, Frauen aus Litauen, aus der Slowakei, aus Slowenien und aus Ungarn sahen in der Prostitutionsindustrie eine Möglichkeit, der Perspektivlosigkeit ihres Heimatlandes zu entkommen, hier Fuß zu fassen und über die Prostitution – nach den jeweiligen Übergangsfristen – in andere Arbeitsbereiche zu immigrieren.

Und auch diese Frauen fanden den Weg ins La Strada. Aber sie sprachen kein Deutsch. Ihre wenigen Sätze, die sie auf Deutsch sagen konnten, reichten bei weitem nicht aus, um mit Ehren- und Hauptamtliche ins Gespräch zu kommen.

Es wurden Sprachmittlerinnen gesucht. Und immer, wenn eine gefunden wurde, die die jeweilige Sprache beherrschte, gab es schon Bedarf an einer anderen osteuropäischen Sprache. Und so erweiterte sich der Kreis der Sprachmittlerinnen konstant an den Bedürfnissen der Besucherinnen. Tschechisch, Polnisch, Litauisch, dann Ungarisch, Bulgarisch und Rumänisch. Für jede Sprache fand sich irgendwann eine ehrenamtliche Sprachmittlerin, die mit den Frauen in ihrer Muttersprache sprechen konnte und ihnen damit den Zugang zu Hilfen erleichterte. Und es wurde immer enger im La Strada. Wer auch nur 20 Minuten nach der Öffnungszeit einen Platz am Tisch wollte, hatte Pech und musste mit einer Treppenstufe vorliebnehmen. Das Arztzimmer, in dem die Untersuchungen stattfanden, war mit seinen vier Quadratmetern so winzig, dass neben dem Arzt nur noch eine Frau Platz fand. Zwei, wenn

beide standen. Dadurch, dass so viele Frauen aussteigen wollten und über das La Strada überall im Stuttgarter Hilfesystem auftauchten, hatte die Frauenbeauftragte der Agentur für Arbeit die Idee, einen runden Tisch zu gründen und mit allen bestehenden Frauenprojekten zusammen zu überlegen, wer welche spezifische Hilfe für Prostituierte anbieten könnte. Und so kam einiges an Unterstützung für Aussteigerinnen zusammen. Aber das La Strada war zu klein. Als immer häufiger Frauen nur noch einen Blick ins Café warfen, um feststellen zu müssen, dass nicht mal mehr ein Eckchen auf einer Treppenstufe frei war und enttäuscht wieder gingen, war allen klar, dass neue größere Räume gefunden werden mussten.

Wer auch nur 20 Minuten nach der Öffnungszeit einen Platz am Tisch wollte, hatte Pech und musste mit einer Treppenstufe vorliebnehmen.

Das Café Strich-Punkt, das Äquivalent vom La Strada für junge Männer in der Prostitution, hatte sich nur ein Jahr nach dem La Strada gegründet und gastierte im Gemeinderaum der altkatholischen Kirche in unmittelbarer Nachbarschaft. Auch sie suchten nach neuen größeren Räumen. Und so entstand im Dezember 2009, mitten im Leonhardsviertel, nur wenige Meter neben dem alten Café die gemeinsame Anlaufstelle für Prostituierte. Dieselben Räume wurden ab da vom dem Café La Strada und dem Café Strich-Punkt an unterschiedlichen Tagen gemeinsam genutzt. Die gemeinsame Anlaufstelle ist ein Kooperationsprojekt verschiedener Träger:

Das Gesundheitsamt der Stadt Stuttgart, der Caritasverband für Stuttgart, die Aids-Hilfe und der Verein für Jugendliche mit besonderen sozialen Schwierigkeiten. Der Umzug und die Ausstattung der Räume wurde zum Sonderprojekt der Ehrenamtlichen. Sie machten sich auf Spendersuche und gestalteten die Räume hell, modern und freundlich. Nichts am Café sollte an den Mief dunkler Bordelle und Absteigen erinnern. Freundlich sollte es sein, hell und einladend.

Auch die Hilfe für Prostituierte wurde ausgebaut. In enger Kooperation von Gesundheitsamt, Agentur für Arbeit, Jobcenter und ZORA, ein Frauenunternehmen, wurde im Sommer 2010 Plan P gegründet, das Frauen beim Ausstieg aus der Prostitution, insbesondere durch die Entwicklung einer beruflichen Perspektive, unterstützen sollte. Das La Strada blieb dabei immer die Erstanlaufstelle für Prostituierte. Egal, ob sie sofort aussteigen wollten oder den Ausstieg auf einen späteren Zeitpunkt legten. Beide Gruppen fühlten sich durch die wertschätzende Haltung aller Haupt- und Ehrenamtlichen angenommen. Als besonders hilfreich erwies sich dabei die Grundhaltung der Mitarbeiterinnen. Alle hatten über die Jahre mit vielen Prostituierten gesprochen. Kannten viele Lebensgeschichten, wurden durch die Erzäh-



lungen der Prostituierten, was Prostitution für sie bedeutet, wie sie damit lebten und überlebten, fast zu Insiderinnen des Prostituiertenmilieus. Und wenn eines klar war, dann das, dass Prostitution, egal aus welchem Grund die Frauen eingestiegen sind, kein normaler Job ist. Dass Prostitution reine Gewalt ist, legal, aber im Empfinden der Frau trotzdem immer ein schmerzhafter Übergriff. „Es ist eine Vergewaltigung, zu der ich eben ja sage, aber es fühlt sich wie eine Vergewaltigung an.“ Das Empfinden der Frauen wurde Konsens: Im Cafébetrieb, in den angebotenen Hilfen, und in der Präsentation der Arbeit des La Stradas nach außen in die Öffentlichkeit.

Die Ehrenamtlichen brachten Freundinnen mit, die auch im Café arbeiten wollten. Und diese Freundinnen erzählten ihr Erleben weiter. Gemeinderätinnen kamen, arbeiteten mit, sprachen mit den Frauen. Genauso Journalistinnen und viele, die sich für die Lebenswirklichkeit der Prostituierten interes-

sierten. Aussteigerinnen stiegen in die Arbeit mit ein, wurden Teil der Ehrenamtlichen und nutzen ihre Kontakte ins Milieu, um immer mehr und immer neuen Frauen von den bestehenden Möglichkeiten der Unterstützung im und über das Café La Strada zu erzählen. Das La Strada arbeitete transparent und öffentlich, was durchgängig Möglichkeiten und Türen öffnete.



2013 gründeten Ehrenamtliche den Förderverein Initiative gegen die Ausbeutung von Frauen in der Prostitution (INGA e.V.). Unter dem Dach von INGA e.V. entstand u.a. ein Patinnen-System, indem einzelne Ehrenamtliche prostituierte Frauen beim Ausstieg individuell begleiten. Immer mehr Menschen engagieren sich in der Prostituiertenarbeit: Sprachkurse finden statt, Rechtsanwältinnen bieten ehrenamtlich Rechtsberatung an, die medizinische Hilfe wurde ausgebaut. Das Essensangebot wurde erweitert und hauswirtschaftliche Hilfen eingestellt. Und vieles davon wird nach wie vor durch Spendenmittel und ehrenamtlichen Engagement getragen und gestützt. Die Unterstützung der Stadt war und ist groß und so machten sich über 20 Jahre lang Bürgermeisterinnen, Gemeinderäte und Gemeinderätinnen für ein solides finanzielles Fundament der Arbeit stark.

Die breite Unterstützung kommt immer den Frauen zugute: Betreutes Wohnen für ehemalige Prostituierte wurde geschaffen und INGA e.V. fand SpenderInnen, die eine Ausstiegswohnung finanzieren. In diese können Frauen einziehen, die ins La Strada kommen und sofort aussteigen wollen, aber keinerlei Anspruch auf staatliche Unterstützung haben. 2016 war es dann soweit. Zeitgleich mit der städtischen Aufstockung der unterschiedlichen Hilfen für Prostituierte, konnte auch der Caritasverband, unter dessen Dach die Ehrenamtlichen 20 Jahre zwei Öffnungstage selbstständig bestritten hatten, Sozialarbeiterinnen einstellen und damit die Ehrenamtlichen entlasten, die seit der ersten Öffnung vor zwanzig Jahren, sehr wesentlich zum Gelingen des Cafés La Strada beigetragen haben.

Sabine Constabel



20 Jahre Engagement im Team



Arbeit im Hintergrund. Ehrenamtliche betätigen sich als Pärtinnen für Frauen, die aus der Prostitution aussteigen wollen und begleiten die Frauen, ein zeitlicher Aufwand den die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen gar nicht leisten könnten. Der Verein INGA mit seiner Ausstiegswohnung, ist eine rein ehrenamtliche Initiative, die den Ausstieg aus der Prostitution und die Arbeit von La Strada unterstützen will.

im La Strada. Die Öffnungsabende beider Kooperationspartner von La Strada, Gesundheitsamt der Stadt Stuttgart und Caritasverband für Stuttgart, leben bis heute von der engagierten Unterstützung durch Ehrenamtliche, beim Caritasverband bis in den Sommer diesen Jahres ausschließlich ein Angebot von Ehrenamtlichen.

Der Umzug 2007 unter das Dach der Gemeinsamen Anlaufstelle für Prostituierte in der Jakobstrasse 3 gemeinsam mit dem Café Strichpunkt wurde mit einem großen ehrenamtlichen Engagement gestemmt. Ein Großteil der anfallenden Arbeiten, Streichen, Putzen, Möbelkauf und Einrichten wurde ehrenamtlich bewältigt. Die helle und freundliche Ausstattung des Cafébereichs im Erdgeschoß, die Einrichtung der Büros und Beratungsräume im 1. Stock, das alles geht auf ein sehr großes und vielfältiges Engagement von Ehrenamtlichen zurück.

Wie kommt so ein oft jahrelanger Einsatz zustande, was ist hier die Triebfeder? Für viele unserer Ehrenamtlichen ist es die Gewissheit eine sehr sinnvolle Sache zu unterstützen, sie sind von der Not der Frauen angerührt und die Gemeinschaft der Ehrenamtlichen untereinander ist es, die trägt und verbindet und das Engagement oft über viele Jahre erhält.

Die Öffnungsabende des Caritasverbandes sind bis zum Sommer 2016 ausschließlich durch den äußerst engagierten Einsatz von Ehrenamtlichen möglich gewesen. Das jetzt Genannte ist nur beispielhaft für das vielfältige Engagement

Dieser außergewöhnliche Einsatz der Ehrenamtlichen wurde verschiedentlich gewürdigt, z. B. durch den Ehrenamtspreis „Echt gut“ des Landes Baden-Württemberg im Goldenen Saal des Neuen Schlosses im Herbst 2009, durch die Ernennung einer Ehrenamtlichen zur Stuttgarterin des Jahres 2015 und bei einer Feierstunde mit Frau Fezer im Rathaus 2015.

Maria Nestele

Ohne Ehrenamt kein La Strada

Was wäre das Café La Strada ohne engagierte Ehrenamtliche? Vieles wäre in der Vergangenheit gar nicht möglich gewesen und auch in der Gegenwart ist das Ehrenamt unverzichtbarer Bestandteil der täglichen Arbeit. Daß La Strada ohne vielfältiges ehrenamtliches Engagement nicht existieren würde drückt sich in Vielem aus.

die die Grundlage für alle weiterführenden Hilfen darstellt. Das bedeutet konkret Einkaufen, Kochen, Brote richten, Getränke holen, Essen schöpfen, Geschirr spülen, die Küche



Schon der Beginn vor 20 Jahren war mit ehrenamtlichem Engagement geplant gewesen und hätte sonst nicht realisierbar werden können. So setzte der Plan der beiden viel beschäftigten engagierten Gründungsmütter Sr. Margret und Frau Dorothee Fischer, einen Ort für Frauen in der Prostitution zu schaffen auf ehrenamtliche Mitarbeiterinnen, die ein tragender Stützpfiler der Arbeit sein sollten. Den Anstoß für Sr. Margret war die Not der Frauen, die sie beim Frühstück in der Tagesstätte in der Olgastr. 46 und beim Streetwork hautnah erlebte. Sie suchte und fand eine Bündnispartnerin in Frau Dr. Fischer, der damaligen Leiterin des Gesundheitsamtes. Von Beginn an war klar, ohne viele helfende zupackende Hände würde es kein derartiges Angebot geben und es gelang auch Frauen zu finden die sich im künftigen La Strada engagieren wollten.

aufräumen, kurz all das was ein kleiner gut funktionierender Cafébetrieb der besonderen Art braucht, um zu funktionieren.

Die ehrenamtliche Arbeit im La Strada hatte und hat viele Gesichter. Es gibt die Arbeit in der Versorgung der Besucherinnen an den Öffnungsabenden, tätige Hilfe mit praktischem Schwerpunkt, ohne die das Café gar nicht öffnen könnte und

Es gibt die Kleiderkammer die bestückt werden muss, dies ist vor allem durch das unermüdliche Sammeln von Kleiderspenden möglich; Sachspenden jeglicher Art müssen organisiert und verteilt werden. Dies bedeutet oft viele Stunden



Ehrenamtliche stellen sich vor



Barbara war Lehrerin...

...und wollte nach ihrer Berufstätigkeit gerne weiterhin eine sinnvolle Tätigkeit mit Menschen ausüben. Sie arbeitet seit zehn Jahren im Café La Strada und lernte hier eine ganz andere Welt kennen. Darüber hinaus bekam sie persönlich zu dem Thema Prostitution eine neue Sichtweise. Das Zusammenarbeiten mit den anderen ehrenamtlichen Frauen bringt für sie einen großen Gewinn. Auch von ihrem nächsten Umfeld bekam sie nur positive und bewundernde Rückmeldungen. Ihr gefällt, dass die meisten Besucherinnen ihre Arbeit anerkennen, dass sie mit ihnen reden und sie wenigstens für eine kurze Zeit zufrieden stellen kann.

Weniger gefällt ihr, der große Ansturm bei der Öffnung des Cafés und der Abwasch in der Küche. Für Lesen, Reisen, Wandern, Singen und Hüten der Enkelkinder bleiben ihr neben ihrem Ehrenamt genügend Zeit.

Mägge (64 Jahre) – selbständig...

...arbeitet bereits seit 18 Jahren im La Strada und übte das Ehrenamt zu Beginn aus, weil sie wirklich gebraucht wurde und sie mit Reden, Trösten, kleinen Gesten und vielen Gesprächen helfen konnte. Ihr missfällt, dass sich die Arbeit sehr geändert hat und sie heute fast nur noch für das leibliche Wohl der Besucherinnen zuständig ist. Die Frauen kommen kurz in die Anlaufstelle, essen und sind dann wieder weg. Ein persönlicher Kontakt kommt kaum mehr zustande. Sie ist ratlos und weiß nicht, wie sie die Situation verbessern kann. Ihr Garten, wandern, radeln, Sport und die Familie sind ihr Ausgleich für ihre berufliche und ehrenamtliche Tätigkeit.



Annette (41 Jahre) – Patentreferentin...

...trat ihr Ehrenamt mit der Neueröffnung des Cafés in der Jakobstraße vor ca. vier Jahren an. In ihrem Beruf arbeitet Annette hauptsächlich alleine, ihre Kinder sind aus dem Haus und sie wünschte sich, wieder unter Menschen zu sein. Die Kolleginnen im La Strada empfindet sie als sehr tough und aufgeschlossen und das hat ihr sofort gefallen. Nach anfänglicher Skepsis, ist es für ihre Familie und Freunde selbstverständlich, dass sie sich „im Milieu“ engagiert und mittlerweile unterstützen sie Annette mit Kleiderspenden und Mitarbeit, wenn es mal klemmt.

Anderen helfen zu können und oft dafür mit einem Lächeln oder Danke belohnt zu werden, ist ihre Motivation. Schwer zu ertragen ist immer mal wieder die Bedürftigkeit der Frauen zu sehen und zu erleben. Hörbücher und Kochen für ihre Familie bereichern Annettes Leben in ihrer Freizeit.

Anne (34 Jahre) – Ingenieurin...

..begannt vor etwa zwei Jahren im La Strada zu arbeiten. Bei der Wahl ihres Ehrenamtes war es ihr wichtig, eine andere Seite von Stuttgart kennenzulernen und speziell Frauen zu helfen. Ihr Freundeskreis ist an ihrer Tätigkeit interessiert und schätzt ihr Engagement. Sieht es jedoch auch als Herausforderung, Frauen in so schwierigen Lebenslagen zu helfen. Anne gefällt die herzliche Zusammenarbeit mit dem breit gefächerten Helferteam. Findet es aber auch schwierig, den Anspruch, immer völlige Gerechtigkeit schaffen zu können, erfüllen zu können und dies sorgt leider immer wieder auf beiden Seiten zur Unzufriedenheit. Lesen, reisen und sich mit Freunden treffen sind ihre Hobbys.



Antje (67 Jahre) – Rentnerin...

...gönnte sich nach ihrer langjährigen Berufstätigkeit als Key Account Manager bei der Deutschen Lufthansa erst einmal sechs Monate Pause, bevor sie im Dezember 2012 das richtige Ehrenamt fand. Geprägt durch das soziale Elternhaus, begann sie schon als Schülerin freiwilligen Sonntagsdienst im Krankenhaus zu machen, war im Gymnasium in einer Sozial AG und später im Beruf als ehrenamtliche Mitarbeiterin im „Special Assitant Team“ der Lufthansa engagiert.

Bei der Arbeit im La Strada kommen Antje ihre Fähigkeiten - sich schnell und gut auf verschiedenartige Menschen einzustellen - sehr entgegen. Sie sucht den Kontakt zu den Besucherinnen und freut sich, wenn sie ihr aus ihrem oft schwierigen nicht selbst bestimmten Leben erzählen.

Als Frau für Frauen da zu sein, ist genau das, was sie wollte.

Die Familie und die Freunde sind wissbegierig und interessiert an ihrem neuen Wirkungskreis und unterstützen sie mit Kleiderspenden. Kochen ist eines ihrer Hobbys und deswegen versucht sie bei

ihrem Einsatz auch die Damen im La Strada gut und gesund zu ernähren. Antje wünscht sich eine professionelle Hauswirtschafterin, die vor allem die Küche „in Schuss hält“. Zu großen Putzaktionen fehlt am Arbeitsende gegen 22.20 Uhr oft die Kraft und die Lust dazu. Für Theater, Ballett, Oper, Reisen, der Garten und ein gemeinsames Essen mit Freunden findet sie immer Zeit.

Corinna (38 Jahre) – Ingenieurin der Elektrotechnik bei der Daimler AG...

...startete mit ihrer freiwilligen Arbeit im La Strada im Jahr 2010. Früher hat Corinna Kinder im Handballspielen trainiert. Diese Verantwortung als Trainer ließ sich nur sehr schwer mit ihrem Beruf vereinbaren. Sie bevorzugt die Arbeit am Wochenende mit Erwachsenen, die dankbar für ihre Hilfe sind, aber sie keine alleinige Verantwortung für deren Wohlergehen übernehmen muss. Die Reaktion bei ihren Freunden auf ihre Tätigkeit ist eine Mischung aus Erstaunen, Interesse und Skepsis. Allerdings ist das Thema Prostitution immer für Diskussionen pro und contra Verbot gut. Sie schätzt die Freiheit, die die Caritas den Ehrenamtlichen zugesteht, eigenständig die Freitage und Samstage gestalten zu können. Nicht immer fällt es ihr leicht, bei den unterschiedlichen Typen und Verhalten der Besucherinnen gelassen zu bleiben.



Corinna arbeitet an einer Internet-Präsenz der Anlaufstelle La Strada (z.B. Facebook) und hat zusammen mit anderen Kolleginnen ein Handbuch für die Einarbeitung von neuen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen erstellt. Wenn sie nicht in ihrem Beruf oder im La Strada arbeitet, trifft sie sich mit Freunde oder liest gerne.



Simone Horlacher ist eine derjenigen Ehrenamtlichen, die im Hintergrund arbeiten und deren Einsatz für das La Strada ganz besonders wichtig ist.

Sie hat sich auf die Suche nach Spendern von Lebensmitteln gemacht, damit im La Strada gute abwechslungsreiche Mahlzeiten zubereitet werden können.

Seit Jahren fährt Simone deshalb jede Woche morgens zur Markthalle und holt dort die Spenden und bringt sie ins La Strada. Und natürlich kümmert sie sich auch um die Spender. Denn auch die wollen ab und zu wissen, wie ihre Hilfe ankommt und ob sie noch gebraucht wird. Simone bleibt mit ihnen im Gespräch, und leistet damit einen unverzichtbaren Beitrag daran, dass Abends ein leckeres Essen für die Frauen bereit steht und diese auch deswegen gerne ins La Strada kommen.



La Strada und Strich-Punkt

In Stuttgart betreibt der Caritasverband gemeinsam mit anderen Kooperationspartnern eine Anlaufstelle für weibliche und männliche Prostituierte. Im Café La Strada und im Café Strich-Punkt finden diese Menschen einen geschützten Raum und Beratung.

Mitten in einem der ältesten Stadtviertel Stuttgarts, im Leonhardsviertel, in einem alten spitzgiebeligen Haus liegt die gemeinsame Anlaufstelle für Prostituierte. Es ist ein Kooperationsprojekt verschiedener Träger: Das Gesundheitsamt der Stadt Stuttgart, der Caritasverband für Stuttgart, die Aids-Hilfe und der Verein für Jugendliche mit besonderen sozialen Schwierigkeiten betreiben es gemeinsam seit Dezember 2009 in der Trägerschaft des Caritasverbandes.

Im Café La Strada haben Männer keinen Zutritt.

Das Herz der Anlaufstelle ist das Café La Strada für weibliche Prostituierte und das Café Strich-Punkt für Stricher. Beide Angebote haben eine lange eigene Tradition: Das Café La Strada gibt es seit 1996, Angebote für männliche Prostituierte

seit 1997. Die Kooperation in der gemeinsamen Anlaufstelle eröffnet für beide Zielgruppen neue Möglichkeiten und dies nicht nur durch die gemeinsame Nutzung der Räume. Die Anlaufstelle fungiert als Schnittstelle von niedrigschwelliger Hilfe zur institutionellen Beratung beziehungsweise Betreuung und ermöglicht es, die Angebote auszubauen und besser zu vernetzen.

Im La Strada können die Frauen essen und finden Rat.

Das Haus liegt quasi mitten im Arbeitsgebiet der weiblichen Prostituierten. Die Einrichtung hat die beiden unteren Etagen zur Verfügung: ein großer, heller und bunter Cafébereich mit Kleiderkammer und Küche, darüber die Beratungsräume, Duschen, Waschmaschinen und der Raum für die ärztliche Sprechstunde.

Das Café La Strada startete als ein reines Ehrenamtsprojekt. Durch den bereits bestehenden intensiven Kontakt der Sozialarbeiterinnen des Gesundheitsamtes zu den Prostituierten in Stuttgart wurde das Angebot sehr schnell gut angenommen.

men. Als das Café im Jahr 2009 in die jetzigen Räume zog, konnte das Angebot erweitert werden um eine ehrenamtliche Rechtsberatung, eine wöchentliche ärztliche Sprechstunde und um eine intensive Beratung zum Ausstieg aus der Prostitution, „Plan P“ – Vermittlung in Arbeit in Kooperation mit Zora (einem Arbeitshilfeträger für Frauen). Auch eine Wohnung für Aussteigerinnen ist konzeptioniert und in der Umsetzung. Das Café hat an vier Abenden pro Woche und an einem Vormittag geöffnet, es wird abends von bis zu 70 Frauen besucht. Der größte Teil der Besucherinnen sind Frauen, die der Armut- und der Straßenprostitution nachgehen. Trotz aller Professionalisierung ist der starke Einbezug von Ehrenamt im Café La Strada nach wie vor eine wesentliche Säule des Angebotes. So betreibt an zwei der vier offenen Abende eine äußerst engagierte Gruppe von ehrenamtlichen Frauen des Caritasverbandes das Café.

Im La Strada können sich die Frauen ausruhen, miteinander reden, Kaffee trinken und sie erhalten ein warmes, schmackhaftes Essen. Da viele der Besucherinnen hungrig ins Café kommen, wird vor allem die Mahlzeit sehr geschätzt. Es gibt eine Kleiderkammer, Kondome, Hygieneartikel und an den Abenden mit hauptamtlicher Präsenz die Möglichkeit einer umfassenden Beratung und Information. Um den Frauen einen Raum für einen unbeobachteten und unkontrollierten Rückzug vor Zuhältern und Freiern zu ermöglichen, haben Männer keinen Zugang.

Die Sprechstunde beim Arzt kommt gut an.

Ganz wesentlich ist die ärztliche Sprechstunde am Donnerstag. Für viele der Armutstituierten aus Osteuropa ist dies der einzige Zugang zu einer medizinischen Versorgung. Hier können sich die Frauen alle zwei Wochen über ihre individuellen gesundheitlichen Risiken sowie über Schutzmöglichkeiten informieren und insbesondere Beratung, Unterstützung und Behandlung nach § 19 Infektionsschutzgesetz erhalten. In Stuttgart waren im Jahr 2012 rund 3400 Frauen als Prostituierte beim polizeilichen Ermittlungsdienst Prostitution registriert. Aktuell geht man etwa von der gleichen Anzahl aus. Etwa ein Viertel der Frauen werden jährlich als Neuzugänge erfasst. Die Zahl der Frauen, die als Straßenprostituierte arbeiten, ist nach den Angaben des Ermittlungsdienstes schwankend und liegt bei circa 600 pro Jahr.

Der Anteil der ausländischen Frauen in der Prostitution ist über die Jahre kontinuierlich angestiegen. Während er im Jahr 2002 noch 44 Prozent betrug, lag er 2012 bei 82 Prozent und unter den Neuzugängen sogar bei 90 Prozent. An der Spitze dieser Neuzugänge stehen seit Jahren osteuropäische Frauen aus Rumänien, Bulgarien und Ungarn. Sie gehören ethnischen Minderheiten wie den Roma in Rumänien

oder Türken in Bulgarien an. Für diese unterprivilegierten und bitterarmen Frauen ist die Arbeit in der Prostitution oft die einzige Möglichkeit, den eigenen Lebensunterhalt und den der Familie zu sichern.

Café Strich-Punkt ist offen für männliche Prostituierte.

Das Angebot für männliche Prostituierte in der Anlaufstelle umfasst soziale Beratung, Streetwork sowie Online-Beratung. Das Café Strich-Punkt ist an zwei Nachmittagen bis zum frühen Abend geöffnet. Es ist angerichtet: Für die hungrigen Besucherinnen des Cafés La Strada bereiten ehrenamtliche Mitarbeiterinnen des Caritasverbandes ein leckeres Abendbuffet vor. Hier können sich die männlichen Prostituierten in einem geschützten Rahmen treffen, sich ausruhen und sich beraten lassen. Es gibt Essen und Getränke, die Kleiderkammer, Hygieneartikel und die Möglichkeit, sich zu duschen, seine Wäsche zu waschen und zu trocknen.

Seit 2011 gibt es hier auch eine ehrenamtliche Rechtsberatung für die Besucher, die inzwischen sehr gut angenommen wird. Sobald das medizinische Angebot ausgeweitet werden kann, ist auch eine ärztliche Sprechstunde für die Stricher geplant. Die Besucher des Cafés sind fast ausschließlich Männer, die der Armutstitution nachgehen.

Der polizeiliche Ermittlungsdienst geht von circa 180 Männern in Stuttgart aus, die im Jahr 2012 der Prostitution nachgegangen sind, und sieht eine Tendenz nach unten aufgrund des parallel feststellbaren Zulaufs zu Einrichtungen und Szenelokalen, die explizit schnellen Sex auch ohne Bezahlung ermöglichen. Allerdings muss bei diesen Zahlen berücksichtigt werden, dass eine immense Dunkelziffer und eine Grauzone existieren. Wie bei den Frauen gibt es auch bei den Männern einen hohen Anteil an Migranten. So werden über die Streetwork-Angebote seit etwa drei Jahren neben Männern aus Osteuropa vor allem nordafrikanische oder arabische Männer angetroffen.

Tradition hat inzwischen das jährliche gemeinsame große Sommerfest im Juni für die Besucher(innen), für Nachbarn und Interessierte, für die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden und für die vielen Unterstützer(innen) der Anlaufstelle. Dieses Fest bietet Raum für den Austausch zwischen Menschen verschiedener Milieus, die sich sonst so nicht begegnen würden.

Maria Nestele

Quelle: neue caritas 13/2014

Barbara Hürttle: „Raus aus dem dunklen Image“



Ihre Ehrung zur Stuttgarterin des Jahres hat Barbara Hürttle Spenden und einen Fernsehauftritt beschert. Der Preis habe das Image ihres Prostituierten-Cafés verbessert.

Stuttgart – Ihre Ehrung zur Stuttgarterin des Jahres hat Barbara Hürttle Spenden und einen Fernsehauftritt beschert.

SZ: Frau Hürttle, im vergangenen März wurden Sie für Ihr Engagement im Prostituiertencafé La Strada im Leonhardsviertel

als Stuttgarterin des Jahres ausgezeichnet? Wie lebt es sich mit dem Titel?

Barbara Hürttle: Sehr gut. Der Preis steht bei mir auf dem Klavier und ich schaue ihn mir immer wieder gern an. Es war ein toller Abend in einer sehr schönen Kulisse. Und es bedeutet viel, eine solche Anerkennung für die Arbeit zu bekommen, die man schon so lange macht.

SZ: Gab es viele Reaktionen?

Barbara Hürttle: Ja, sehr. Man rückt plötzlich in den Fokus der Öffentlichkeit. Ich wurde oft angesprochen, auch von Leuten, die gar nicht wussten, dass ich im La Strada helfe. Die Reaktionen waren durchweg positiv, aber fast immer gefolgt von dem Satz: ‚Das könnte ich nicht‘. Ich sage dann immer: Ich konnte das anfangs auch nicht. Aber man wächst da rein, und man wächst daran. Und das Ehrenamt gibt einem viel zurück. Ich durfte das Café auch in der SWR-Landesschau vorstellen. Die Öffentlichkeit hat uns etwas aus dem dunklen Image herausgeholt, und es sind sehr viele Spenden eingegangen.

SZ: Wie wurden diese eingesetzt?

Barbara Hürttle: Unter anderem konnten wir damit eine teilmöblierte Wohnung ergattern, verschönern und sie weiter finanzieren. In ihr finden aktive Aussteigerinnen eine gewisse Zeit lang Zuflucht. Das ist ein toller Erfolg.

SZ: Was haben Sie mit den 3.000 Euro Preisgeld gemacht?

Barbara Hürttle: Ich habe es aufgeteilt. Ich war der Meinung, dass nicht ich alleine das verdient habe. Also bin ich mit insgesamt rund 20 Mitarbeiterinnen des La Strada schön Essen gegangen. Das restliche Geld habe ich an unseren Verein Inga – Initiative gegen die Ausbeutung von Frauen in der Prostitution – gespendet. Ich wollte nicht etwa einen Urlaub für mich alleine, sondern alle miteinbeziehen. So hat es mir gut getan.

Quelle: www.stuttgarter-zeitung.de, von Julia Bayer 16. Oktober 2015

Einweihung des neuen La Strada 2009

Erstes Weihnachten 2009 in den neuen Räumen in der Jakobstraße. Beas Gedicht zur Einweihung der „gemeinsamen Anlaufstelle“ und dem Umzug vom La Strada.

Wie es ist so oft im Leben,
Kriegt man was auf Aug gedrückt.
Ich soll zur Eröffnung reden,
Und ich hoffe, dass mir das auch glückt.

Eine Rede dacht ich
kann doch nicht so schwer sein.
Jeanny meint ich soll sie halten,
Und ich lass mich darauf ein.

Ist das Gesicht auch ohne Falte,
Botox macht es möglich,
bleibt sie für uns doch die Alte:
das Resultat jedoch ist löblich.

Hab ich dir nicht fest versprochen,
Dass du auch hier dein Fett weg kriegst.
Nun hat's gedauert ein paar Wochen-
Es hat gestochen und geiekt.

Schwester Margret und Sabine, diese beiden Frauen,
Hams La Strada initiiert.
Mussten sich auch echt was trauen,
bis jeder hat den Sinn kapiert.
So was im Städele aufzubauen.

12 Jahre waren wir dort unten.
Nun Gott sei Dank es ist so weit –
Neue Räume sind gefunden,
Was uns alle doch recht freut.

Frauentreff gar nicht so schlecht.
Die Idee, die ist nicht dumm.
Manche Frauen sind nicht echt.
Doch geht's auch wieder anders rum.

Männer waren dort verbannt.
Nur einer war sehr gern geseh'n:
Es ist Doktore vom Gesundheitsamt –
Sein Wirken soll auch weiter bestehn.

Dr. Spieth ist ja so gut.
Einmal die Woche ist er hier,
fast alles er behandeln tut
Und nimmt auch keine Zwangsgebühr.

Wegen dieses Wettbewerbs
Hattet ihr so manche Schmerzen.
Funk und Fernsehen waren hier,
Betties Rede traf die Herzen,
den dritten Platz den habt nun ihr!

Viele von der sündigen Meile
Haben weder Gut noch Geld.
Dafür manches grauseliges Leiden,
Nur Spenden retten hier die Welt,
Damit lässt sich Pein vermeiden.

Hier kann halt eben jede kommen,
Ob Hure oder aus der Bar,
echt freundlich wird sie hier aufgenommen –
so was, das ist doch wunderbar.

Es treffen sich gar viel Nationen:
Russland, Espagnola und die Türkei,
Roma, Sinti und Teutonen,
der ganze Ostblock ist dabei.

Viele haben große Sorgen,
wissen nicht wie's weiter geht,
haben Angst vorm nächsten Morgen,
für Hilfe ist's fast nie zu spät.

Jetzt soll nun mal ein Ende sein.
Ihr hattet ja nicht nur zu lachen.
S' La Strada ist ein super Verein,
mit all den guten sozialen Sachen!

Café La Strada heute

Das Café La Strada in der gemeinsamen Anlaufstelle für Prostituierte

Von der alten La Strada-Anlaufstelle kenne ich nur Geschichten, da ich erst seit einigen wenigen Jahren als Ehrenamtliche für die Caritas tätig bin. Das „neue“ Café La Strada befindet sich in den Räumen in der Jakobstraße 3 und damit je nach Lesart mitten im Rotlichtbezirk oder auch in der Altstadt von



Stuttgart. Wenn Besucher die Anlaufstelle betreten, fällt ihnen schnell auf, wie hell und freundlich die Räumlichkeiten sind. Sie bilden ganz bewusst einen Gegensatz zur düsteren Atmosphäre des Rotlichtbezirks, wo Armut und Zwangslagen zum Alltag unserer Besucherinnen gehören. Umgesetzt wird dies mit viel Licht in einem großen, hellen Raum, der durch einige Farbtupfer aufgelockert wird.

Die La Strada-Anlaufstelle lädt zum Verweilen ein, sie ist - wenigstens für die Dauer der Öffnungszeiten - auch Rückzugsort, der nur den Besucherinnen gehört. Genau dies wollen wir auch erreichen: Die Besucherinnen, seien es Prostituierte oder andere benachteiligte Frauen, sollen eine Anlaufstelle haben, in der sie sich sicher und wohl fühlen. Hier gibt es warmes und kaltes Essen, stets auch Getränke, die vor allem im Winter zum Aufwärmen gefragt sind. Darüber hinaus gibt es eine Ecke mit gespendeter Kleidung, in der sogar manchmal spontan von unseren Gästen kleine Modeschauen veranstaltet werden. Zusätzlich - und dies ist für einige Frauen vielleicht

das Wichtigste - gibt es viele freundliche Besucherinnen und Helferinnen. Mit diesen kann man den Abend verbringen und sich austauschen über die Themen, die einen gerade bewegen. Das können Fernsehsendungen der letzten Tage sein, ein Skandal eines Prominenten oder auch die Schwierigkeiten des deutschen Rechts oder mit Behörden. Unterstützung bei letzteren sowie der juristische Rat ist vor allem für die nicht-deutschsprachigen Besucherinnen eine willkommene Hilfe.

Diese Beschreibung klingt für viele LeserInnen vielleicht überraschend positiv. Natürlich wird man als ehrenamtliche Helferin im La Strada mit der schwierigen Situation vieler Besucherinnen konfrontiert, für die Missbrauch, Hunger, Armut, Sprachschwierigkeiten und teilweise Drogen die Realität darstellen. Man erkennt auch, dass dies verschiedene Seiten der gleichen Stadt sind, dass die Armut des Rotlichtviertels und die edel geschmückten Schaufenster der Kaufhäuser und Designerboutiquen nur einige hundert Meter auseinander liegen.

Gerade deswegen finde ich die Anlaufstelle und dieses Ehrenamt so wichtig, um in meiner Wahlheimat hilfsbedürftigen Frauen einen freundlichen Ort zu bieten, an dem sie sich wohl fühlen können. Wenn ich am Ende des Abends von einigen Frauen ein lächelndes „Vielen Dank für den schönen Abend“ bekomme, dann bin auch ich zufrieden und

empfinde es als gelungenen Tagesabschluss. Wenn Sie nun Interesse daran haben sollten, etwas für die Besucherinnen zu tun, gibt es vielfältige Möglichkeiten: Stets willkommen sind natürlich Geldspenden, aber auch Kleider- oder Lebensmittelspenden sowie vor allem zusätzliche neue Helferinnen. Diese haben die Chance, eine unbekannt aber dennoch existierende Seite von Stuttgart kennenzulernen und eine - durch die prekäre Situation der Besucherinnen - durchaus herausfordernde Aufgabe zu übernehmen. Dabei erhält man jedoch viel Hilfe von den anderen Helferinnen. Einige sind schon seit vielen Jahren dabei und kennen das „alte“ La Strada noch gut oder haben es sogar mitgegründet. Zusätzlich bringen wir neueren Helferinnen noch frische Perspektiven ein. Es ist manchmal ein forderndes Ehrenamt, aber auch eines, bei dem man mit einem vielfältigen und großartigen Helferteam zusammenarbeitet und einen ganz anderen Blick auf Stuttgart bekommt.

Anne Lorenz - ehrenamtliche Mitarbeiterin

Café La Strada früher

Das alte Café La Strada und seine Anfänge

Schwester Margret hatte die Idee, den Frauen auf der Straße im Leonhardsviertel einen männerfreien Schutzraum und eine Rückzugsmöglichkeit zu bieten. Der Anfang von La Strada befand sich für einige Zeit in den Räumen der altkatholischen Kirche, bis man 1996 die Räume des ehemaligen Leonhardsbades gegenüber dem Gustav-Siegler-Haus beziehen konnte. Die Räumlichkeiten im Untergeschoss der Leonhardstraße 19A waren sehr einfach. Die Badekabinen wurden als kleine Lager genutzt. Außerdem gab es einen Kellerraum als „Kleiderkammer“, der sich großer Beliebtheit erfreute, und neben der mehr als einfachen Kücheneinrichtung einen weiteren Raum, der als „Arztzimmer“ fungierte.



Der Eingangsbereich des alten Bades mit seiner Empfangstheke diente als Aufenthaltsraum. Rechts stand ein kleiner, runder Tisch, links ein größerer ovaler. Am runden Tisch versammelten sich die Frauen, die schon nach dem Krieg im Rotlichtviertel gearbeitet hatten. Ihre Erfahrungen gaben sie den jungen Kolleginnen manchmal zum Besten: „Fünf Mark war damals der Preis in einem Ruinengrundstück. Nachdem der Freier bezahlt hatte, rief die Kollegin aus einem Fenster das Wort POLIZEI, worauf der geprellte Freier schnell unverrichteter Dinge davon rannte.“

Am ovalen Tisch saßen die Jüngeren, darunter auch viele drogenabhängige junge Frauen. Der Umgang mit diesen jungen Frauen war sehr bedrückend. Inzwischen kommen sie nicht mehr ins La Strada, da es für sie neue Anlaufstellen gibt. Wenn auch die äußeren Bedingungen nicht gerade sehr komfortabel waren, versuchten wir mit Bildern und Gebasteltem Atmosphäre zu schaffen. Zu jeder Jahreszeit wechselten die Dekorationen. Für den Herbst malten die Frauen Blätter, für die Osterdekoration wurden Eier bemalt, und ein besonderer Höhepunkt war die Weihnachtsfeier. Mit großer Begeisterung

wurden dafür kleine Stoffengel dekoriert und bestickt. Den Frauen wurden kalte und warme Getränke, belegte Brötchen, Kuchen und Obst angeboten. Die Tische waren liebevoll gedeckt, und ein kleiner süßer Gruß gehörte immer dazu. Wir gaben Kondome aus und tauschten gebrauchte Spritzen. Das Milieu, dem sich viele der Ehrenamtlichen mit anfänglichem Zögern zuwandten, entpuppte sich als wenig glamourös, stattdessen begegnete man sich mit großer Offenheit und Unbefangenheit. Es herrschte eine familiäre Atmosphäre mit Gesprächen, Erfahrungsaustausch, Ratschlägen, gegenseitigen Tipps und oft auch mit viel Lachen.

Viele der Frauen im La Strada arbeiteten schon sehr lange auf der Straße und hatten ihre soziale Anbindung an die bürgerliche Welt verloren. Im Lauf der Jahre fanden auch immer mehr Frauen den Weg ins La Strada, die sich zwar nicht (mehr) prostituierten, aber am Rande der Gesellschaft lebten und oft mit psychischen Problemen zu kämpfen hatten.

All diesen Gruppen haben wir versucht, ein wenig Geborgenheit zu geben und die Möglichkeit ihre Probleme zu besprechen. Den schönsten Dank haben wir oft gehört: „Hier bin ich etwas wert, weil ich wie ein gleichberechtigter Mensch behandelt werde!“



Inzwischen haben sich die Verhältnisse im Leonhardsviertel grundlegend verändert. Das neue La Strada bedeutete einen gewaltigen Quantensprung vom „Keller“ in die „Belle Etagé“. Nur wenige der alten Besucherinnen sind erhalten geblieben, dafür gibt es ein größeres, neues, aber auch anonymes Klientel und ein ungleich umfangreicheres Angebot. Aber trotz allem, vermissen wir „Alten“ noch immer die Intimität der damaligen Begegnungen.

Ingrid Endemann und Gisela Bester - ehrenamtliche Mitarbeiterinnen im Café La Strada



Im Prostituiertentreff La Strada

Im La Strada landen die Frauen in Not, im Café Mistral geben die Zuhälter deren Geld aus. Chantal Louis hat sich in Stuttgart umgesehen – und fragt sich, warum alle weggucken.

Nicki sitzt auf der Wartebank und krallt nervös ihre langen pinken Fingernägel in die Leopardentasche. Dabei gehört sie gar nicht zu denen, die auf die gynäkologische Untersuchung warten. Sie hat keinen Zettel mit einer Nummer bekommen, wie die Mädchen, die sofort wieder raus auf die Straße müssen, weil es sonst Ärger gibt. Eine Stunde herumsitzen und warten, nur weil eine Unterleibschmerzen hat? Nicht drin. Dafür sorgen schon die Herren, die breitschultrig in Lederjacken oder Jogginganzügen durch die nur wenige Schritte entfernten Rotlicht-Gassen der Stuttgarter Altstadt stolzieren und dabei der einen oder anderen, die hier in hochhackigen Stiefeln steht, etwas zurufen, das auch in einer unverständlichen Fremdsprache deutlich nach Kommando klingt.

Diejenigen, für die zu langes Warten auf den Arztbesuch also vielleicht noch mehr Schmerzen mit sich brächte, bekommen von Sabine Constabel einen Nummern-Zettel und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf durch die Milchglas-Tür des

La Strada, um zu prüfen, ob sie schon dran sind. Eine Treppe höher erwartet sie dann Dr. Friedrich Spieth, der hier jeden Donnerstagabend ab halb acht in der Arztpraxis im ersten Stock die Prostituierten der Altstadt untersucht, kostenlos. Eine Krankenversicherung hat hier keine, dafür grassieren Syphilis, Chlamydien oder chronische Eileiter-Entzündungen.

Nicki muss heute abend nicht mehr zu Dr. Spieth. Sie war schon letzte Woche bei ihm und weiß, was sie hat: Sie ist schwanger. Im wievielten Monat? „Gute Frage“, sagt sie und lächelt verlegen. Von ihrem Freund oder einem Freier? Schwer zu sagen.

Nicki ist 20, sagt sie jedenfalls, und 2008 aus Ungarn hierhergekommen, aus einer Kleinstadt „sehr weit von Budapest“. Der Vater ist tot, die Mutter musste allein für sie und ihre zwei Geschwister sorgen. Nicki hat eine Krankenschwesternschule besucht und auch abgeschlossen. Als Krankenschwester gearbeitet hat sie nicht, sie hätte damit in Ungarn nur 200 Euro pro Monat verdient. „In Ungarn alles schwer“, sagt sie.

Eine Tante, die in der Stuttgarter Altstadt anschaffte, bot ihrer Nichte an, nach Deutschland zu kommen. Nicki kam. Und die

ersten Männer kamen. „Das war sehr schwer“, sagt sie. Nach zwei Jahren und mehreren Tausend Freiern hat die zarte junge Frau heute 300 Euro Schulden beim Betreiber des Laufhauses, in dem sie arbeitet. Da zahlt sie nämlich 100 Euro für das winzige Zimmer. Pro Tag. Das macht bei 30 Euro pro Verkehr hundert Freier pro Monat allein für die Miete.

Und jetzt ist Nicki schwanger, von wem auch immer. Sie will das Kind bekommen. Und irgendwie aufhören in der Altstadt. Wie das gehen soll, weiß sie noch nicht. „Will ich mit Sabine besprechen.“

Sabine Constabel hat noch keine Zeit für eine Besprechung. Die Sozialarbeiterin rotiert. Es ist halb neun, Rush Hour im La Strada. Viermal die Woche öffnet um 18 Uhr das Café in Trägerschaft der Caritas seine Tür in der Jakobstraße, und ein Team aus Haupt- und Ehrenamtlerinnen gibt den Frauen, was sie gerade brauchen: eine Mahlzeit oder einen heißen Tee; Kondome oder Medikamente; eine Dusche oder einen Deutschkurs. Oder einen Teddybär. Auch heute stellt Constabel wieder einen Pappkarton mit Bären, Hasen und Enten auf die Theke. „Der ist immer am schnellsten leer“, sagt sie.

Einmal in der Woche kommt eine ehrenamtliche Masseurin. „Die Frauen werden ja nie richtig berührt“, erklärt Constabel. „Eine Massage hilft, im Körper zu bleiben.“ Obwohl, schiebt sie mit dem ihr eigenen Sarkasmus hinterher, „das in diesem Job ja eigentlich gar nicht wünschenswert ist“. Wenn eine aussteigen will aus diesem Job, der den Ausstieg aus dem eigenen Körper erfordert, ist Sabine Constabel, die seit 20 Jahren für das Stuttgarter Gesundheitsamt Prostituierte berät, da. Ohne Hilfe schafft es kaum eine.

Jetzt steht die blonde Frau im schwarzen Kleid auf robusten Stiefeln hinter der Theke und schaufelt zwei schwarzhaarigen Mädchen ihre selbstgekochte Minestrone auf die Teller. Nachdem die beiden noch je einen Berg Auflauf verschlungen haben, verlassen sie das La Strada mit zwei Tüten voll Stullen und Obst. Proviant für die Nacht. Oder für Kolleginnen, die sich keine Pause im La Strada erlauben können.

Zwei weitere Mädchen brauchen einen Nummernzettel; eine dritte hat Zahnschmerzen und möchte eine Schmerztablette; eine vierte steht vor der Theke, blickt an Brötchen und Keksen vorbei und sagt: „Gäll!“ „Was?“ fragt Constabel. „Gäll!“ wiederholt die junge Schwarze, deren Wortschatz offenbar begrenzt ist, und zeigt auf eine Schublade. „Ach so“, sagt die Sozialarbeiterin und greift nach einer Tube Gleitgel. „Auch Gummis?“ Die Schwarze schüttelt den Kopf und geht.

Constabel wirft einen Blick in den Pappkarton mit den Stofftieren. Sie sind alle weg. „Sabine, kommst du mal?“ ruft jemand in der Küche. Es wird noch dauern, bis sie sich mit Nicki zusammensetzen kann.

Eine Schwangerschaft ist im La Strada nichts Besonderes, die Statistik von Dr. Spieth weist für 2010 allein von Januar bis September 40 aus, also eine pro Woche. „Sie arbeiten ohne Gummi und verhüten nicht“, sagt Sabine Constabel. Wundern tut sie das nicht, so wie die 51-Jährige nach zwei Jahrzehnten Arbeit mit Prostituierten eigentlich überhaupt nichts mehr wundert. Schon gar nicht das Mantra von der „selbstbestimmten Prostituierten“, das vor allem von grünen wie roten PolitikerInnen vorgebetet wird.

Die Mädchen und Frauen im La Strada verabscheuen, was sie tun und nur zu gut wissen, dass es sie krank macht an Körper und Seele.

Constabels Erstaunen darüber, dass in Deutschland die Menschenverachtung und Brutalität, die sich in den benachbarten Altstadt-Gassen abspielen, vor zehn Jahren per Gesetz zur Normalität erklärt wurden, hat sich inzwischen gelegt. Am Anfang war sie noch fassungslos darüber, dass seit der Prostitutionsreform von 2001 in den Talkshows so getan wird, als ob nicht existierte, was sie, die Sozialarbeiterin, tagtäglich erlebt: Dass die Mädchen und Frauen im La Strada verabscheuen, was sie tun und nur zu gut wissen, dass es sie krank macht an Körper und Seele.

„Ich sag immer: Es isch moderne Sklaverei“, sagt Helga Beck, eine von 30 Ehrenamtlerinnen, die im La Strada arbeiten. Sie ist, wenn man so will, eine Wutbürgerin. Nur ist die Stuttgarterin nicht wütend über die Bahnhofsbauer, sondern auf die Freier, die „die Not der Frauen auch noch ausnutzen“. Die 70-Jährige weiß als Kriegskind, was Not ist, und sie weiß es auch, weil sie lange in Spanien gelebt hat und deshalb viele Geschichten von Frauen aus Ecuador oder Kolumbien gehört hat, die im La Strada gestrandet sind. „Wir sind hier für viele Frauen die einzige Anlaufstelle“, erzählt die Rentnerin. Deshalb geht Helga Beck mit, wenn eine Frau vor Gericht muss, oder besucht sie im Krankenhaus. Mit Wut erfüllt die Mutter eines Sohnes auch, was ihr die Roma-Frauen erzählen, die von ihren eigenen Vätern und Brüdern in die Prostitution geschickt werden. „Die Frauen werden in ihren Familien behandelt wie der letzte Dreck und versorgen die Männer noch mit!“ „Hätte man die Realität zugrunde gelegt, wäre das Prostitutionsgesetz nie verabschiedet worden“, bekräftigt Sabine Constabel. „Aber im Fernsehen sitzen Lobbyistinnen oder bezahlte Frauen: Die kriegen 500 Euro dafür, dass sie erzählen, wie geil sie Prostitution finden“, sagt Constabel. „Meine Frauen haben weder Kraft noch Zeit, sich in Talkshows zu setzen. Die sind damit beschäftigt zu überleben.“

Rosa hat überlebt. Knapp. Auch sie kommt aus Ungarn und ist im Kinderheim aufgewachsen. Als sie 16 oder 17 war, kam eine Frau und zahlte dem Heim Geld für das Mädchen. Sie

und ihr Mann warteten keinen Tag länger als nötig: An Rosas 18. Geburtstag gingen sie mit ihr in eine Disco. Da packte sie ein Gast. „Ich geweint“, erzählt Rosa und streicht mit dem Finger vom Augenwinkel zur Wange. „Aber er gesagt: Ich habe für dich bezahlt!“ Das war ihr erstes Mal. Es folgten viele weitere und noch mehr Schläge, jahrelang. „Guck, geschlagen hier!“ sagt sie und zeigt auf eine Narbe an der Seite ihrer Stirn.

Rosas großes Glück war, dass sie beim Schwarzfahren erwischt und zu Sozialstunden verdonnert wurde.

Mit 20 wurde Rosa schwanger. Nach der Niederkunft musste sie sofort wieder arbeiten. Als sie von der Straße zurück kam, war das Baby verschwunden. Ein zweites Ehepaar kaufte Rosa dem ersten ab, das Martyrium ging weiter. Sie war 33, als sie floh und nach Deutschland trampelte. Sie sprach kein Wort Deutsch und landete in der Stuttgarter Altstadt.

Rosas großes Glück war, dass sie beim Schwarzfahren erwischt und zu Sozialstunden verdonnert wurde. Ein kluger Richter beschloss, dass sie die im La Strada ableisten sollte. „Ich ganz kaputt. Gib mir Arbeit“, sagte sie zu Sabine Constabel, die die Sache in die Hand nahm. Vor kurzem hat Rosa ihren ersten Job in der Küche von McDonalds angetreten.

Wenn man die kleine Frau mit den verstrubbelten Haaren erlebt, wie sie, eifrig, liebenswürdig, aber beschränkt, Brote schmiert und Tee bringt, und hört, wie sie mit wenigen Worten, die sie nach einem Jahr Deutschkurs gelernt hat, den Horror beschreibt, dann fragt man sich, wie das sein kann. Wie ein Mann ticken muss, der dafür zahlt, dass ihm diese Frau zu Diensten ist. Aber es kann nicht nur sein, es ist gang und gäbe. Frauen wie Rosa gibt es hier viele.

Fast 80 Prozent der knapp 3500 in Stuttgart offiziell registrierten Prostituierten sind laut Polizeistatistik Ausländerinnen, davon stammen zwei Drittel aus den sogenannten „neuen Beitrittsländern“ der EU. Die Top Ten der „Neuzugänge“ in 2010 führen Rumänien und Bulgarien an. Von dort stammt fast die Hälfte der 854 im vergangenen Jahr neu erfassten Frauen, weitere 100 kommen aus Ungarn. Die meisten von ihnen sind Roma. Die ärmsten der Armen, diejenigen, die in ihrer Gesellschaft und ihren Familien-Clans auf der untersten Stufe stehen. Oft Analphabetinnen, die kein Wort Deutsch sprechen und busweise zum Anschaffen nach Deutschland verfrachtet werden, wo sie auf Gedeih und Verderb ihren Zuhältern ausgeliefert sind. Und das nicht nur in Stuttgart.

Einen „immensen Anstieg“ dieser Frauen im Prostitutionsgewerbe seit der EU-Erweiterung stellt auch das Bundeskriminalamt in seinem Lagebild „Ware Mensch – Men-

schhandel in Deutschland“ fest. „Sie sind in einem schlechten gesundheitlichen Zustand und verfügen oftmals über Gewalterfahrung. Sie bieten nicht selten ungeschützten Verkehr zu Dumpingpreisen an.“ Das kann Sabine Constabel nur bestätigen. „Die Frauen machen für 10 Euro alles. Von dem, was sie verdienen, dürfen sie vielleicht 200 Euro im Monat behalten und davon schicken sie noch 100 Euro nach Hause. Sie selbst haben oft Hunger.“

Es waren auch Roma-Frauen, mit denen die sogenannten Flatrate-Bordelle bestückt wurden, die 2009 in ganz Deutschland eröffneten. Eins davon im nur zehn Kilometer entfernten Fellbach. Dicke Hummer-Geländewagen fahren durch die Königstraße, die hiesige Einkaufsmeile, und werben für die billige Ware im Pussy-Club: Zum Pauschalpreis von 70 Euro tagsüber, abends 100, gab es „Sex mit allen Frauen so lange du willst, so oft du willst und wie du willst!“ Das Angebot reichte von analsex über Gangbang bis zum Oralverkehr „natur“, sprich: ohne Kondom.



Dass die Stuttgarter Nachrichten über „Hintermänner aus Bulgarien“ berichtet hatten, die die Frauen „in großen Gruppen vor allem in den Siedlungsbereichen der Roma in Bulgarien oder Rumänien anwerben“, hielt viele, sehr viele Männer nicht davon ab, das Superschnäppchen zu nutzen. 1700 Freier kamen laut Polizei allein am ersten Wochenende.

Ein Sturm der Entrüstung brach los, aber schon bald konnte man in der Presse lesen, die Frauen im Pussy-Club verstünden die ganze Aufregung nicht, das Flatrate-Bordell sei doch ein „prima Arbeitsplatz“. Über so viel Naivität der Journalisten kann sich das La Strada-Team nur wundern. Sie wissen es besser. Einige der Frauen aus dem Pussy-Club brandeten in der Jakobstraße an und berichteten, wie „prima“ sie die

Beglückung der Freier-Massen fanden. „Sie haben gesagt: Nach dem dritten spüren wir nichts mehr“, erzählt Sabine Constabel. „Die dissoziieren sich weg.“

Dennoch: Die Polizei konnte das üble Treiben im Pussy-Club nicht stoppen. „Wir können nach Lage der Dinge und der Gesetze zur Zeit nichts unternehmen“, hieß es zunächst. Schließlich schob die Justiz „hygienische Mängel“ vor, nahm die rumänische „Geschäftsführerin“ wegen Verdacht auf Steuerhinterziehung fest und schloss den Club. In anderen Städten blieben die Flatrate-Bordelle geöffnet. Keine gesetzliche Handhabe, hieß es in Wuppertal oder Berlin.

Und auch das, was in den Laufhäusern und auf dem Straßenstrich um die Ecke des La Strada Alltag ist – die Wucherpreise für die Zimmer, die Abzocke durch die Zuhälter, die ihre Frauen zu 14 Stunden-Schichten auf die Straße schicken – läuft hier Tag für Tag weiter. „Was hier passiert“, sagt Sabine Constabel und lächelt ein kaltes Lächeln, „ist alles höchst legal“. Theoretisch ist es das eigentlich nicht, denn Zuhälterei ist nach wie vor strafbar. Nur: Praktisch kann die Polizei das kaum mehr nachweisen. Als die rot-grüne Koalition das Prostitutionsgesetz beschloss, das am 1. Januar 2002 in Kraft trat, schaffte sie mit der „Sittenwidrigkeit“ der Prostitution zugleich auch einen Passus ab, der für die Ermittler zentral war, um Zuhälter und Menschenhändler zu verfolgen: die „Förderung der Prostitution“. Mit diesem Paragraphen konnte die Polizei quasi immer einen Anfangsverdacht konstruieren, um hinter die Kulissen eines Bordells oder einer „Beziehung“ zu schauen. Diese Zeiten sind vorbei, Prostitutionsreform sei Dank.

Die LobbyistInnen argumentierten geschickt: Jeder Bordellbesitzer, der es den Prostituierten ein bisschen nett mache, zum Beispiel mit einem hübschen Aufenthaltsraum, mache sich damit schon der Förderung der Prostitution schuldig, hieß es. Deshalb gehöre der „diskriminierende“ Paragraph abgeschafft.

Hübsche Aufenthaltsräume für Prostituierte hat Hauptkommissar Wolfgang Hohmann allerdings bisher noch keine gesehen. „Ich wüsste nichts, was sich für die Frauen seit Inkrafttreten des Prostitutionsgesetzes verbessert hat“, sagt der Leiter des Stuttgarter „Ermittlungsdienstes Prostitution“. Dafür lachen sich die Männer, die mit diesen Frauen ihr Geld verdienen, ins Fäustchen. Der Kommissar weiß genau, wo die Zuhälter der Stuttgarter Altstadt sitzen: etwa drei Gehminuten von seinem Präsidium entfernt. „Das Café Mistral ist das Stammlokal der Chefs, die was zu sagen haben. Nebenan im Haus 49 und im Domino hockt das Fußvolk, die sogenannten ‚Ameisen‘.“ Aber dieses Wissen nützt ihm nichts.

Und das, obwohl die Polizei in ganz Baden-Württemberg in Sachen Strafverfolgung im Prostitutions-Milieu zu den effizi-

entesten Behörden in Deutschland gehört. In Stuttgart ist der „Ermittlungsdienst Prostitution“, eine spezialisierte Sonder Einheit, an sieben Tagen die Woche rund um die Uhr im Einsatz. „Ein Luxus“, sagt Hohmann. 3000 Kontrollen führt seine Abteilung im Jahr durch. Da, wo die Frauen sehr oft ausgetauscht werden, „sind wir manchmal dreimal in der Woche“. Die Ermittler achten auf verdächtige Indizien: Hat die Frau ihren Pass dabei oder muss der von irgendwelchen Männern erst herbeigeschafft werden? „Wir versuchen dann, die Frauen ins Präsidium zu bekommen. Allein, ohne einen ‚Dolmetscher‘. Aber die Zuhälter müssen auch gar nicht zwingend mitkommen. Die Frauen sind so eingeschüchtert, dass sie auch so den Mund halten. Oder sie sagen offen: ‚Ich behalte 300 Euro, dann hab ich doppelt so viel wie zu Hause. Die anderen 8000 Euro liefere ich halt ab.‘“ Die Roma-Frauen, sagt Hohmann, seien heute das, was die Junkies früher waren: Die letzten in der Kette.

Auch Junkies kommen ins La Strada, aber sie sind seltener geworden. Susie zum Beispiel, die Tschechin mit den feuerroten Haaren und dem Piercing in der Unterlippe, ist nach Substitutionsprogramm und Therapie jetzt seit fünf Monaten clean. Als sie mal wieder einen riesigen Abszess hatte, hat sie aufgehört, erzählt sie, und zeigt eine zehn Zentimeter lange Narbe an ihrem Unterarm. „Joi!“ sagt Rosa.

Susies Eltern gingen nach Deutschland, als sie zwölf war und ließen die Tochter bei einer Tante. Mit 17 kam sie nach und heiratete zu früh. Nach der Scheidung „ist für mich die Welt zusammengestürzt“. Vier Jahre lang ging Susie anschaffen, um das Heroin zu finanzieren. „Meine Psyche hat das nicht verpackt“, sagt sie. „Ich könnte das nie wieder machen.“ Außerdem seien „die Preise irgendwie kaputtgegangen.“

Früher waren es Junkies wie Susie, die die Preise drückten, aber seit die Methadonprogramme der Städte greifen, ist zumindest diese Gruppe Prostituierten kleiner geworden. Statt der mageren Skelette mit den schwarzen Zähnen stehen jetzt die stummen Schwarzhäutigen aus Osteuropa dort. Deren Zuhälter setzen auf das „Discounter-Prinzip“, erklärt Hauptkommissar Hohmann. „Viele Männer, die wenig zahlen.“ Für deutsche Prostituierte sei das „eine Art Frühverrentungsprogramm“, denn so manche, die schon lange nicht mehr konnte, hört jetzt endgültig auf. „Die leben dann von Hartz IV und ein paar Stammfreiern.“ Für die Stuttgarter Altstadt jedenfalls sind die Discount-Frauen ein Jungbrunnen. Die Laufhäuser und Bars in der Leonhardstraße und der Weberstraße waren eigentlich totgesagt. Lido Bar und Nachtclub Madeleine hatten schon bessere Zeiten gesehen, die Mädchen im „Girls, Girls, Girls“ waren auch nicht mehr die Jüngsten. „Und dann“, sagt Wolfgang Hohmann, „kamen das Prostitutionsgesetz und die EU-Erweiterungen“.

Stauend hat er erlebt, wie „Geschäftsleute“ mit einem Standbein in Rumänien baden-württembergischen Ausländerbehörden einen „Businessplan“ vorlegten und den skeptischen Beamten mit dem Gesetzestext vor der Nase herumwedelten. Er beobachtete bestürzt, wie plötzlich wieder

uation des Prostitutionsgesetzes nichts, die Ursula von der Leyen als Frauenministerin im Januar 2007 verkündete: kaum noch Kontrollmöglichkeiten für die Polizei, kaum Ausstiegsprojekte und immer noch kein Gesetz gegen die Freier von Zwangsprostituierten. Passiert ist seither – nichts.



Das brennendste Problem dabei ist: Ohne die Aussage der Frau geht nichts, ist keine Strafverfolgung der kriminellen Hintermänner möglich. Aber diese Aussage bekommen Hohmann und seine Kollegen in den seltensten Fällen. Und das gilt nicht nur für die Roma-Frauen aus Rumänien, die kein Straßenschild lesen können und oft nicht einmal wissen, in welcher Stadt sie sich befinden. Gerade hat Hohmann einen Fall aus dem Escort-Bereich, der gemeinhin als schick und „selbstbestimmt“ gilt. Die Frau, um die es geht, verdient 8000 bis 10000 Euro im Monat und hat

Freier in der Altstadt auftauchen und erklären: „Was willst du? Des isch doch e normales Gschäft!“ Hauptkommissar Wolfgang Hohmann ist, folgt man dem Klischee, ein typischer Schwabe. Seinen Ärger über die gesetzlich verordnete Hilflosigkeit lächelt er weg, seine Wut bremst er mit steifen Formulierungen aus: „Was die soziale Betreuung der Prostituierten angeht, sind wir noch nicht ganz auf dem richtigen Weg“, sagt er. Oder: „Man muss als Gesetzgeber ein Ziel erkennen lassen.“

Und wenn es ganz hart kommt, macht er einen Scherz. Zum Beispiel, wenn man ihn fragt, wie er es fand, dass so mancher Journalist die baden-württembergische Polizei der „Spießigkeit“ bezichtigte, weil die Schwaben die einzigen waren, die die Flatrate-Bordelle unter Vorwänden rigoros dichtmachten. „Das isch gut für den Verkauf unserer Autos“, sagt er und lächelt. „Da denket die Leut: Wer so kleinlich ist, der setzt auch jede Schraube richtig ein.“ Einige Leute, so hofft Hohmann, kamen allerdings doch ins Grübeln angesichts dessen, was sich da im Pussy-Club abspielte. „Das war hoffentlich erhellend für diejenigen, die das Unwesen der Prostitution nicht erkannt haben“, erklärt er. „Ein Weckruf.“

Die PolitikerInnen aber scheinen vor sich hin zu dämmern. Daran änderten auch die bedrückenden Ergebnisse der Eva-

ihrem „Freund“ bereits drei Eigentumswohnungen erarbeitet. „In zweien wohnen Bruder und Mutter des Mannes, in der dritten er selbst. Aber die Frau sagt uns: ‚Nein, ich will nicht ins Grundbuch, und ich brauche auch keine Konto-Vollmacht.‘ Ähnliche Fälle haben wir hier jede Woche.“

Im Gegensatz zu den PolitikerInnen sind allerdings inzwischen die Polizeichefs der Länder aufgewacht: Am 18. November 2010 forderte die Innenministerkonferenz die Bundesregierung einstimmig und entschieden auf, das fatale Prostitutionsgesetz zu reformieren. Denn: „Die bestehende Gesetzeslage ist völlig unzureichend.“ Der Gesetzgeber trage der Tatsache, dass es sich um ein „extrem kriminogenes Milieu“ handle, in keinsten Weise Rechnung.

Die Minister fordern eine „Zulassungspflicht“ für Bordelle. Sie wollen eine Meldepflicht für Prostituierte, die Einschränkung der Werbung für Prostitution (vor allem für Praktiken ohne Kondom) und sie wollen dem „besorgniserregenden Trend zu Flatrate-Clubs und Gang-Bang-Veranstaltungen“ Einhalt gebieten. Die Innenminister fordern ein „flächendeckendes Angebot an Ausstiegshilfen“. Projekte wie das La Strada, das nach 15 Jahren seinen Umzug aus dem Souterrain in die neuen, hellen Räume zum Teil aus Spenden finanzieren musste. Auch die Unmengen Essen, die im Café benötigt

werden, stammen aus Spenden: Den Löwenanteil steuert die Stuttgarter Tafel bei und wenn auf einer Betriebsfeier etwas übrig bleibt, dann setzt sich Sabine Constabel ins Auto und holt es ab.

21.30 Uhr. Das La Strada leert sich langsam. Constabel muss noch mal los. Zwei Mädchen sind schwanger. Dr. Spieth hat ihr Namen, Laufhaus und Zimmernummer aufgeschrieben. Der Nightclub Uhu liegt um die Ecke, nur eine Gehminuten entfernt, die Holzstufen des engen Hausflurs knarren altersschwach. Auf dem Weg zu Zimmer zehn im zweiten Stock verteilt Sabine Constabel Kondome und Lebkuchen an die quasi nackten jungen Frauen, die in den Türrahmen stehen. „Kommt ins La Strada!“ sagt sie.

Die Tür zu Nummer zehn ist geschlossen. „Selmin“ steht in Schnörkelschrift daran, aber „Selmin“ ist keine Türkin, der Name auf Constabels Blatt hat eine rumänische Endung. Die Tür geht auf, ein maximal 20-jähriger junger Mann kommt entspannt lächelnd aus dem Zimmer. Drinnen steht ein erschreckend mageres Mädchen mit riesigen todernsten Augen. Sie spricht kein Wort Deutsch. Eine Zimmernachbarin kommt zum Übersetzen. Ja, sie weiß, dass sie schwanger ist. Nein, sie will das Kind nicht kriegen. Ja, sie will einen Abbruch. Nein, sie hat kein Geld, um ihn zu bezahlen. „Das mit dem Geld regle ich. Aber du darfst nach dem Abbruch zwei Wochen lang nicht arbeiten“, erklärt Sabine Constabel. Das Mädchen schüttelt den Kopf. „Das geht nicht“, übersetzt die andere.

Ein neuer Freier steht in der Tür, um die 50, Bart, Typ Lehrer oder Sozialarbeiter. „Hier ist grad besetzt!“ schnauzt Sabine Constabel. Der Mann geht zum nächsten Zimmer. „Wir müssen uns beeilen. Du hast nur noch eine Woche Zeit, danach ist der Abbruch in Deutschland illegal“, erklärt die Sozialarbeiterin. Dann müsse sie das vielleicht in Rumänien machen lassen, entgegnet „Selmin“, dort gebe es Leute, die für Geld Abbrüche durchführten, egal, in welchem Monat. „Aber dann ist es schon sehr groß“, erklärt Constabel. Die Schwangere nickt. Constabel macht mit ihr einen Termin für die nächste Woche aus. Sie kann nur hoffen, dass sie kommt.

Was kann man tun? Von einer Genehmigungspflicht für Bordelle, wie die Innenminister sie fordern, erwartet sich die Expertin nicht viel. „Dieser Laden hier kriegt problemlos eine Genehmigung, denn es ist ja alles legal, was hier stattfindet. Dann ist er konzessioniert, na und? Wenn die Politiker etwas für die Frauen tun wollen, dann sollen sie in Ausstiegshilfen investieren!“ Wie es mit Nicki weitergehen wird, weiß Sabine Constabel noch nicht. Sie ist skeptisch, denn da ist noch Nickis „Freund“, der, wie sie sagt, an zwei Tagen die Woche in einem Imbiss arbeitet. „Der muss erst weg“, weiß die Sozialarbeiterin aus Erfahrung. „So lange der von ihrer Arbeit profitiert, wird es schwer für sie aufzuhören.“ Sie plant, Nicki in einem Mutter-

Kind-Heim unterzubringen. „Wir sind hier in Stuttgart gut vernetzt. Und das ist wichtig, denn eine Frau, die sich Jahre oder Jahrzehnte prostituiert hat, muss man oft über lange Zeit ganz eng begleiten.“ Wenn es dann klappt, dann sind das die Erfolge, die dafür sorgen, dass Sabine Constabel ihren Job auch nach 20 Jahren immer noch gern macht. Rosa ist so ein Fall.

22.15 Uhr. Sabrina mag noch nicht gehen. Sie ist 70, sieht aus wie eine indonesische Prinzessin und war früher mal ein Mann. Heute trägt sie Jeans und ein rotes Sweatshirt, aber in ihrem Korb hat sie ein schwarzes Kleid mit goldenem Gürtel dabei, das sie stolz zeigt. Als Tänzerin und Animierdame ist sie um die ganze Welt getingelt. Jetzt schafft sie es noch nicht mal mehr bis Amsterdam, um dort ihre Schwester zu besuchen. Das Geld reicht nicht. Und in dem Dorf bei Stuttgart, in dem sie ihre schwäbischen Nachbarn verschreckt, „ist es unendlich einsam. Alle Kontakte sind im Milieu. Wir kommen da nicht raus“. Gott sei Dank gebe es das La Strada. „Das ist mein zweiter Wohnsitz.“

Bea ist eher selten hier. „Eine der wenigen, die halbwegs gesund aus der Sache rausgekommen sind“, sagt Sabine Constabel. Die 60-jährige Bayerin hat in einem Apartmenthaus angeschafft, aus „panischer Angst vor Zuhältern“ immer allein. Aber sie hat mitbekommen, wie ihre Nachbarinnen von Männern verprügelt wurden und ihnen trotzdem einen Pelzmantel zu Weihnachten schenkten. Wie viele Frauen in ihrem Haus ohne Zuhälter gearbeitet haben, wie sie? „Keine“, sagt Bea knapp.

Ein Mädchen mit zwei weiteren im Schlepptau steht plötzlich vor der Theke und zeigt auf ihren Unterleib. Ob sie noch zum Doktor könne? Der hat seit einer halben Stunde Feierabend. „Schlimm“, sagt sie. „Frieder, nimmst du noch jemanden?“ ruft Sabine Constabel in den ersten Stock. „Ja!“ ruft der zurück.

22.40 Uhr. Dr. Friedrich Spieth hat den Arztkittel gegen eine Lederjacke getauscht und macht sich fertig zum Gehen. Sabine Constabel schaut durch ihre Lesebrille auf ihr Tabak-Päckchen und dreht sich eine. Die Küche ist aufgeräumt, die Tische sind abgewischt. Nur auf einem liegt noch etwas flauschiges Braunes. Da öffnet sich die Milchglas-Tür. Das Mädchen mit den Unterleibschmerzen kommt noch mal herein. Sie scannt die Tische und entdeckt das braune Etwas. Es ist ihr Teddy. Sie stopft ihn hastig ihre schwarze Tasche und nimmt ihn mit in die Altstadt-Gassen.

Am nächsten morgen um halb zehn steht die Frau mit der schwarzen Handtasche und dem braunen Teddybären auf hochhackigen Stiefeln an dem kleinen Platz an der Leonhardstraße. Sie starrt ins Leere.

Quelle: Chantal Louis. Dieser Artikel erschien zuerst in der EMMA 2/2011. Siehe auch: www.emma.de

„Der Körper war da, die Seele aber taub“

Sie weiß, was es heißt, Prostituierte zu sein. Tereza hat über vier Jahre im Leonhardsviertel gearbeitet. Wir haben sie gebeten, ihre Geschichte zu erzählen.

„Ich war 19 Jahre, als man mir angeboten hat, nach Deutschland zu gehen. Mir wurde eine normale Arbeit versprochen. Auf dem Weg von Rumänien nach Stuttgart hat man mir den Pass weggenommen. Ich bin dann in einem Hotel im Leonhardsviertel gelandet und musste gleich Männer von der Straße auf mein Zimmer holen. Auf mein

Bett, in dem ich sonst schlief. Das war ein Schock für mich: Ich hatte das Gefühl, meine Welt bricht zusammen. Alles, was normal, was wirklich war, war weg. Ich war jetzt auf der dunklen Seite des Lebens.

Ich konnte kein Deutsch, also wurde mir beigebracht zu sagen: ‚Kommst du aufs Zimmer? Eine halbe Stunde? 50 Euro?‘ Die Männer haben oft das Handeln angefangen. Sie sagten: ‚50 Euro? Warum nicht 30? Oder gleich 20?‘ Sie fragten auch: ‚Muss es wirklich mit Kondom sein?‘

Oder: ‚Warum machst du nicht, was die anderen machen? Bist du aus Gold?‘ Die Männer haben mich spüren lassen: ‚Ich habe dich gekauft. Jetzt machst du, was ich will.‘

Ich habe sieben Tage die Woche gearbeitet, manchmal zwölf Stunden. Meist ging es nachmittags um 2 Uhr los. Jedes Mal habe ich gehofft, dass es der letzte Freier für heute ist. Aber der Hunger hat mich gezwungen weiterzumachen. Ich habe so lange gearbeitet, bis ich übermüdet, leer und fast verhungert war. Manchmal dachte ich mir:

„Morgen fange ich früher an. Dann kann ich mir wenigstens was Ordentliches zu essen kaufen.“

Einmal hatte ich Hunger und wollte mir ein Brötchen kaufen für 55 Cent. Beim Bäcker merkte ich, dass ich das Geld dafür nicht hatte. Also musste ich weiter machen. Wenn ich am Tag fünf Freier hatte, war das genug Geld, um die Miete für mein Zimmer zu zahlen. Wenn was übrig blieb, hat das meist der Zuhälter weggenommen. Es ist so: Als Prostituierte verkaufst du dich, aber du kannst dir nichts dafür kaufen.

Ich lebte nicht mehr. Der Körper war noch da, aber die Seele war taub. Eigentlich spürte ich nichts mehr – vor lauter Schmerzen. Als Prostituierte machst du täglich zehn Vergewaltigungen durch. Die Männer, die kamen aus allen Gruppen der Gesellschaft. Die schlimmsten waren die Rentner, die wollten alles, ohne dafür zu zahlen. Wobei, noch schlimmer waren die 17-jährigen, die dachten: ‚Ich bin jung, ich kann was und ich werd's Dir jetzt zeigen.‘

Normale Menschen schauten auf mich herab. Einmal kamen Jugendliche zu mir und bespuckten mich. Sie riefen: ‚Du bist Dreck. Warum gehst du nicht normal arbeiten?‘ Ich dachte mir nur: ‚Wie gerne hätte ich eure Chancen, eure Probleme.‘

Deswegen mochte ich auch die Dunkelheit lieber als den hellen Tag. Nachts haben mich die Alltagsmenschen oder die Kinder nicht gesehen. Da habe ich mich besser gefühlt. Es gab auch gute Momente: Vielleicht ein oder zwei Mal im Jahr sind Männer mit mir aufs Zimmer, haben 50 Euro auf den Tisch gelegt und sind dann wieder gegangen. Sie haben gesagt: ‚Du bist ein Mensch, ich will dir nicht wehtun, sondern dir einfach einen Freier ersparen.‘ Dann dachte ich: ‚Es gibt doch noch Menschen. Und auch ich bin einer.‘

Tereza hat den Ausstieg aus der Prostitution geschafft; Unterstützung und Beratung hat sie im Café La Strada erhalten – einem Ort, an dem sich Prostituierte zurückziehen und ohne Angst Zeit verbringen können. Tereza Cocis führt heute ein „normales“ Leben. Sie arbeitet als „Streetworkerin“, sie ist im Leonhardsviertel unterwegs, spricht mit Prostituierten und berät bei Bedarf.

Tereza möchte anonym bleiben, daher ist der Name geändert.

Die Menschen haben auf sie herabgeschaut: Tereza hat im Leonhardsviertel als Prostituierte gearbeitet – und den Ausstieg geschafft.

Quelle: Amtsblatt Stuttgart

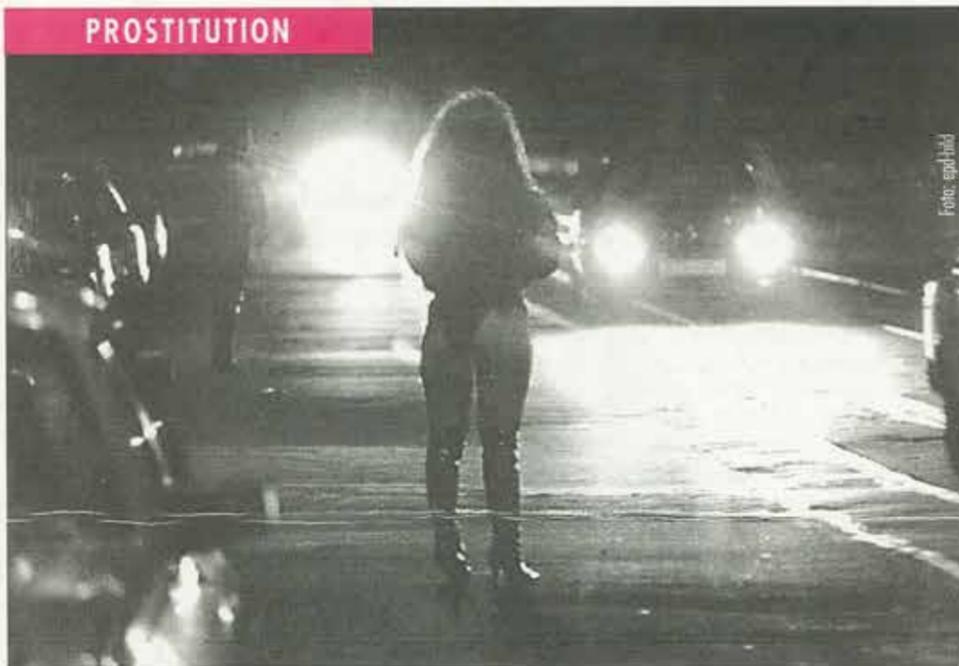


Foto: epd/aid

„Abends gibt es im Viertel nichts, wo man hingehen kann“

Freitag im Januar. Es ist 20 Uhr, eisig kalt und die Nacht schon lang hereingebrochen. Eine schlanke junge Frau steht rauchend in der Nähe des Züblin-Parkhauses am Rand des spärlich beleuchteten Leonhardsplatzes, die Hände in wärmenden Wollhandschuhen. Es ist verdammt kalt. Ja, das Café „La Strada“ kenne sie, und hebt das schmale, hübsche Gesicht. Ein erschöpfter Blick aus den hellblauen Augen, blitzschnell fördert sie eine farbige Kondom-Packung aus ihrer Hosentasche, reißt den Deckel mit dem Adreß-Aufdruck ab und erklärt kurz den Weg.

Das Café für Frauen, die auf der Straße arbeiten und in dem auch alle anderen willkommen sind, befindet sich im Keller des alten Leonhardsbads gegenüber dem Gustav-Siegle-Haus. Früher war hier die Begegnungsstätte „Schlupfwinkel“ untergebracht. Heute steht „La Strada“ am Eingang, benannt nach Fellinis trauriger Straßengeschichte vom Mädchen Gelsomina.

Männer verboten

Das gelbe Schild an der äußeren Glastür weist die Öffnungszeiten aus, Männer und Drogen sind tabu. Beim Eintreten erstrahlt der Eingangsbereich in freundlichem Licht. In der mit hellem Holz vertäfelten Decke sind Halogenlampen eingelassen. Die Treppe mit roten Backsteinflie-

sen führt hinunter in einen kleinen Raum mit hellgelb getünchten Wänden und zwei runden, reichlich gedeckten Tischen: Belegte Brötchen, Butterbretzeln, süße Teilchen liegen für Hungerige bereit, gelbe Kerzen

Frauen-Café „La Strada“ offiziell eröffnet



Foto: Tanya Kuban

Tagsüber ist geschlossen, spät abends ist viel los.

und Servietten sorgen für gemütliche Atmosphäre. In der Ecke blubbert Kaffee durch die Maschine, auf einer Theke stehen Obst, Chips und Lebkuchenherzen – und auch das Körbchen mit den einzeln verpackten Kondomen. Die Besonderheit des Abends ist ein Karton mit Cremeschnitten. „Für mich ist das hier die einzige Möglichkeit am Tag, in Ruhe etwas zu mir zu nehmen und mich aufzuwärmen“, sagt Sonja (Name

von der Redaktion geändert) und ißt genüßlich zwei Fruchtsahnetörtchen. Fruchtig und cremig, das sei genau ihr Fall. „Sonst kann ich gar nicht soviel essen“, sagt sie, fast entschuldigend, denn sie will den anderen Frauen nichts wegnehmen.

Wer hier herkommt, hat schon viel erlebt. In einem kleinen unbeheizten Raum neben dem Café steht eine Liege auf der sich manche der Frauen schon erschöpft ausgeruht hat, auch Haarewaschen ist möglich und eine kleine Kleiderkammer gibt es auch. Meist nennen die Besucherinnen ihren Vornamen und wenn der erfunden ist, macht das auch nichts. Alles, was geredet wird, ist sowieso streng vertraulich. „Ich habe hier schon ganz großartige Begegnungen gehabt“, sagt Uta Schlegel-Holzmann, eine der zur Zeit insgesamt sechs ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, die hofft, bald noch mehr Helferinnen für das Café zu gewinnen.

Öffnungszeiten „La Strada“:

Dienstags 20 bis 23 Uhr
Mittwochs 20 bis 22 Uhr
(Gesundheitsamt mit Medizinerin und Sozialarbeiterin)
Freitags 20 bis 23 Uhr
(Ehrenamtliche)

Seit Juni letzten Jahres ist das Café für Prostituierte in Betrieb. „Wir sind froh, gemeinsam in den Räumen des ehemaligen „Schlupfwinkels“ eine so sinnvolle Einrichtung wie das „La Strada“ geschaffen zu haben“, betont Albert Wild, Leiter der Abteilung Soziale Dienste des Caritasverbandes Stuttgart bei der offiziellen Einweihung der Räume Mitte Januar. Die Idee für das Gemeinschaftsprojekt der Caritas Stuttgart, des örtlichen Gesundheitsamts und ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen stammt von Schwester Margret. Seit der „Treff Maria“ dem Umbau am Marienbau zu Opfer fiel, suchte sie nach neuen Möglichkeiten für eine Erweiterung des Angebots für Prostituierte. Wo andere benutzt werden, sei das immer eine Unheilssituation. Daher wünscht sich die Franziskanerin vor allem, daß Prostituierte als normale Frauen angesehen werden, möchte sie mit dem Café menschlich ansprechen, ohne ihre Tätigkeit zu sehr zum Thema zu machen. „Wir Ehrenamtliche haben für die Frauen eine ganz wichtige Brückenfunktion in die Normalität. Das ist unsere Hauptaufgabe im Café“, erzählt sie und befürchtet, ohne derartige Einrichtungen „laufen die Frauen Gefahr, in der Szene unterzugehen.“



Foto: Glöbe Berlin



Foto: epd/aid

Während dienstags und mittwochs im „La Strada“ vor allem die Professionellen das Angebot des Gesundheitsamts wahrnehmen, kommen am Freitag besonders Beschaffungsprostituierte, solche, die anschaffen, um sich Drogen zu finanzieren. Für Schwester Margret ist die Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsamt ein Glücksfall. „Das Café wurde ohne Anlaufschwierigkeiten sofort von den Frauen angenommen“, erzählt sie. Pro Abend kommen an die zehn Frauen ins „La Strada“, manchmal sind es auch über 20. „Dies ist in erster Linie der Verdienst von Frau Constabel“, ist die Ordensschwester überzeugt.

Gesundheitsamt macht mit

Sabine Constabel vom Sozialdienst des Gesundheitsamts hat schon zweieinhalb Jahre Streetwork im Leonhardsviertel gemacht, als Schwester Margret sie mit ihrer Idee aufsuchte. Die Hälfte der etwa 50 Prostituierten zu denen die Sozialarbeiterin durch ihre Arbeit Kontakt hat, sind Beschaffungsprostituierte, die andere Hälfte Professionelle. „Einige von ihnen glauben noch an die Liebe“ sagt Constabel. Seit sie mit den Frauen arbeite, habe sie noch keine Prostituierte getroffen, die gesagt habe, dies sei ihr Traumberuf in dem sie bleiben möchte. „Die Frauen machen diese Arbeit immer, um etwas zu erreichen, sei es ein Schulabschluß oder die Öff-

Prostituierte sind besonders gefährdet, wenn sie ins Auto des Freiers einsteigen.

nung eines eigenen Geschäfts“, so die Erfahrung der Streetworkerin und „der Ausstieg ist schon beim Einstieg ein Thema“. Während es für die Jungen oft ein Alptraum sei, noch mit 30 auf der Straße zu stehen, „ist es für die 30jährigen schwer vorstellbar, die Arbeit noch mit 50 zu machen.“ In Stuttgart registrierte die Polizei 1995 2635 weibliche Prostituierte. „Die Frauen sind“, so Constabel, „meist schon



Foto: epd/aid

durch das Erleben massiver sozialer Ungerechtigkeiten Outlaws lange bevor sie ins Milieu kommen. Denen kann niemand mehr etwas vormachen, besonders kein Mann.“

Viele der Freier machen aus ihrer Verachtung keinen Hehl, suchen die Frauen ungepflegt auf, sind brutal und verlangen immer wieder auch Verkehr „ohne Gummi“. „Am schlimmsten sind die, die das verlangen, und hinten sieht man den Kindersitz im Auto“, macht die junge,

temperamentvolle Prostituierte Anne (Name von der Redaktion geändert) ihrem Unmut Luft, als sie sich im „La Strada“ aufwärmt.

Die Frau mit der selbstbewußten Ausstrahlung arbeitet schon mehrere Jahre als Prostituierte und hat wie die meisten ihrer Kolleginnen schon viele Gewalterfahrungen hinter sich. Ein Freier hat sie mit dem Messer fast erstochen und auch vergewaltigt wurde sie schon. „Für die meisten Richter und Staatsanwälte sind wir Prostituierte doch der letzte Dreck.“



Foto: Guido Brehme

Am eigenen Leib hat sie zu spüren bekommen, „wenn es hart auf hart kommt, stimmen alle gegen uns“.

Trotz derartiger Erfahrungen sei der Ausstieg unglaublich schwer für die Frauen, erzählt die Streetworkerin Constabel. Meist komme es überhaupt nur zum Versuch, wenn die körperlichen und seelischen Grenzen der Belastbarkeit überschritten sind. Einigen Frauen konnte der Sozialdienst des Gesundheitsamts eine Umschulung vermitteln. Doch diese Möglichkeit sei schon jetzt weitgehend den Sparmaßnahmen zum Opfer gefallen. Doch gerade in Zeiten finanzieller Knappheit sei eine Einrichtung wie das „La Strada“ besonders wichtig. „um den Frauen einen festen Anlaufpunkt mit Beratungsangebot zu geben“. An die Frauen, die ins Café kommen, werden keinerlei Bedingungen gestellt, betont auch Sabine Constabel. Wenn diese weiter anschaffen wollen, werde das akzeptiert. Manchen falle es auch leichter, über das „La Strada“ den Kontakt zum Gesundheits-

Reichlich Erfahrung im Umgang mit Prostituierten: Sabine Constabel vom Sozialdienst des Gesundheitsamts hat zweieinhalb Jahre Streetwork im Leonhardsviertel hinter sich.



Foto: eipic Bild

amt aufzunehmen. Ein wichtiger Weg, denn, so Constabel, „wir erreichen nur die Frauen, die regelmäßig zur Untersuchung kommen. Denen, die nicht kommen, können wir nicht helfen und das sind leider diejenigen, bei denen es am meisten brennt.“

Eigentlich sollte das Café jeden Abend geöffnet haben, „denn“, erzählt Petra (Name von der Redaktion geändert), „tagsüber gibt es einige Angebote, aber abends gibt es im Viertel nichts, wo ich hingehen kann.“ Wie den anderen gefällt Petra, im „La Strada“ so sein zu können, wie sie ist, und Raum zu haben, sich ausruhen.“ Die 28-jährige hat ihre drei Kinder in Pflege geben müssen und war auch schon im Gefängnis. Schon ihre Mutter war ein Junkie. „Die meisten Frauen sind

auf dem Dorf aufgewachsen und irgendwann ausgebrochen. Sie sind durch ihre Arbeit im Viertel mit Gewalt und Perversitäten konfrontiert“, sagt Uta Schlegel-Holzmann, die hier schon viele Freitag Abende verbracht hat und nimmt kurz nach elf Uhr abends den Abwasch in der kleinen Spüle in Angriff. Die Situation von Prostituierten in Stuttgart muß verbessert werden, das weiß man mittlerweile auch im Rathaus. Sozialbürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch rief daher eine Reihe von Treffen mit Polizei, Prostituierten, Hilfetragern und engagierten Ehrenamtlichen ins Leben. Das nächste Treffen ist für Mai geplant, „um“, so die Politikerin, „etwas zu tun und miteinander, nicht übereinander zu reden“.

Tanja Kuhn



Foto: Tanja Kuhn

Sperrbezirk nicht nur Last sondern auch Schutz

Skandal um Rosi ?

„Fachdienst Prostitution“ um Verständigung bemüht

In Berlin gibt es nicht, was es in Stuttgart zwischen Wilhelma und Marienplatz und entlang der Achsen Olga-Werastraße und Hoppenlaufriedhof-Löwentor gibt: Den Sperrbezirk. Dort ist auf öffentlichen Straßen, Plätzen, Anlagen, in Bahnhöfen und Hauseingängen das Animieren auf der Straße verboten, das Anschaffen in privaten Wohnungen oder Clubs hingegen erlaubt. Nachzulesen in der Stuttgarter Sperrbezirksverordnung „zum Schutz der Jugend und des öffentlichen Anstandes“, die seit November 1960 mit leichten Änderungen in Kraft ist. Trotzdem ist etwa das Leonhardsviertel im Sperrbezirk für den Straßenstrich bekannt. Dort macht sich eine auf der Straße stehende Frau des Animierens bereits verdächtig, wenn sie sich mit dem Fahrer „eines langsam heranfahrenden und anhaltenden“ Autos unterhält. Als erwiesen gilt der Verdacht, wenn der Freier aussagt, ihm seien sexuelle Dienste angeboten worden – selbst wenn die Frau die Anschuldigung bestreitet.

Überwacht wird der Sperrbezirk von uniformierten Beamten der Kripo und Zivilpolizisten des „Fachdienstes Prostitution“, letztere tarnen sich gelegentlich auch als Freier, um Verdächtige zu überführen. Die Sonderabteilung „Fachdienst Prostitution“ in der Christophstraße kennt durch ihre langjährige Arbeit die Zusammenhänge der Stuttgarter „Szene“ besonders gut. Sie ist nicht der Kripo, sondern der Schutzpolizei zugeordnet – eine in Deutschland einmalige Sache.

203 Anzeigen wegen verbotener Prostitution speicherten die Computer der Polizei 1995. Wird die Frau zum ersten Mal ertappt, kommt sie glimpflich davon. Sie wird über die städtische Sperrbezirksverordnung informiert und ist ab dann beim Gesundheitsamt gemeldet. Beim zweiten und drit-

ten Verstoß ist ein Bußgeld von 300 Mark fällig, beim vierten Mal gibt es einen Strafbefehl wegen „beharrlicher Ausübung der Prostitution“. Das bedeutet Freiheitsentzug bis zu sechs Monaten oder eine Geldstrafe zwischen 800 und 1000 Mark. Viele der illegalen Straßen-Prostituierten schleppen daher einen Schuldenberg mit sich herum.



Foto: Silvia Rizvi

In Gesprächen mit Prostituierten und Polizisten suchen Stadtverwaltung und das Amt für öffentliche Ordnung Lösungen des Prostitutionsdilemmas. Erstes Ergebnis der von Sozialbürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch angeregten Gespräche: Die Bußgeldbescheide werden nicht mehr wie früher im Führungszeugnis der Frauen vermerkt – zu deren großer Erleichterung.

Wenn auch die Sperrbezirksverordnung Prostituierten häufig Strafen einhandelt, so sieht Herwig Klawe, stellvertretender Abteilungsleiter vom „Fachdienst Prostitution“, nicht nur Nachteile für die Frauen. So habe der Sperrbezirk Zuhälter davon abgehalten, Straßenzüge untereinander aufzuteilen, und organisierte Banden könnten sich erst gar nicht in der

Das „Dreifarbennhaus“ ist in privatem Besitz, die Frauen bezahlen pro Tag 100 Mark für Zimmer und Verpflegung. Hier sind sie vor der Gewalt der Straße geschützt.

Landeshauptstadt einnisteten. Der Schutz der Frauen vor milieubedingter Gewalt ist Klawe ein besonderes Anliegen. Wichtig sei, die Anonymität zwischen Polizei und Prostituierten abzubauen, betont Klawe. Durch ständige Präsenz der Beamten im Sperrbezirk kennen sich Fachdienstler und Prostituierte, das beiderseitige Verhältnis sei sehr gut. „Mittlerweile rufen die Frauen bei uns an und fragen bei Problemen um Rat.“ Fundierte Kenntnis der Szene ermöglicht nach Einschätzung des Fachdienstes, vor Ort angemessen zu reagieren. Doch nicht jeder Stuttgarter Polizist ist ein solcher Kenner. So berichtet die Prostituierte Eva (Name von der Redaktion geändert) von Problemen mit einem „Grünen“, der sie vor schnell angezeigt hat. Weil der Beruf auch viele Gefahren birgt – 1996 wurden in Stuttgart zwei Prostituierte tot aufgefunden – hebt Klawe eine Einrichtung lobend hervor: Das „Dreifarbennhaus“. In der Bebenhäuser Straße, gleich neben dem Rat-

haus, können Frauen zusammen mit Kolleginnen arbeiten. Die Mieterinnen des bordellartigen Betriebs arbeiten selbständig, wäre dies nicht der Fall, würde sich der Betreiber strafbar machen. Da drogen- oder alkoholabhängige Frauen nach Angaben der Inhaber immer wieder Schwierigkeiten verursacht hätten, dürfen sie dort keine Zimmer mehr mieten. Doch gerade die Situation der Drogensüchtigen ist nach Klawe besonders katastrophal: „Was die Mädels so alles über sich ergehen lassen müssen, ist schon schlimm.“ Oft gingen sie mit dem letzten Freier nach Hause, um für die Nacht ein Dach über dem Kopf zu haben, was besonders riskant und gefährlich sei.

Sylvia Rizvi

Zwischen den Geschlechtern

Daniel Eltinger: Erst Mann, dann Frau und Prostituierte, jetzt Künstler

Auf den ersten Blick sind seine Brüste nicht zu erkennen. Über einem T-Shirt trägt er ein weites, blaues Hemd, die schwarze Anzugshose ist mit Hosenträgern ausgestattet. Die Träger kaschieren, lenken ab und lassen keinen Zweifel aufkommen, dass der Kaffee auf dem Holztisch gerade von einem jungen Mann umgerührt wird. Seine Gestik, sein Gang, die Art zu sprechen, seine etwas zu klein geratenen, gepflegten Hände – sie allerdings entlarven seine weiblichen Züge.

Daniel Eltinger bewegt sich „zwischen den Geschlechtern“. Die einfache Trennung in Mann und Frau existiert für ihn nicht. Nicht mehr. Dabei hegte er über lange Zeit nur den einen Wunsch: Frau zu sein. Als Laura trug er Strapse und Stöckelschuhe, ließ sich künstliche Brüste machen und hurte sich als Transsexuelle durch das Stuttgarter Rotlichtviertel. Heute ist Laura wieder Daniel und arbeitet als Künstler.

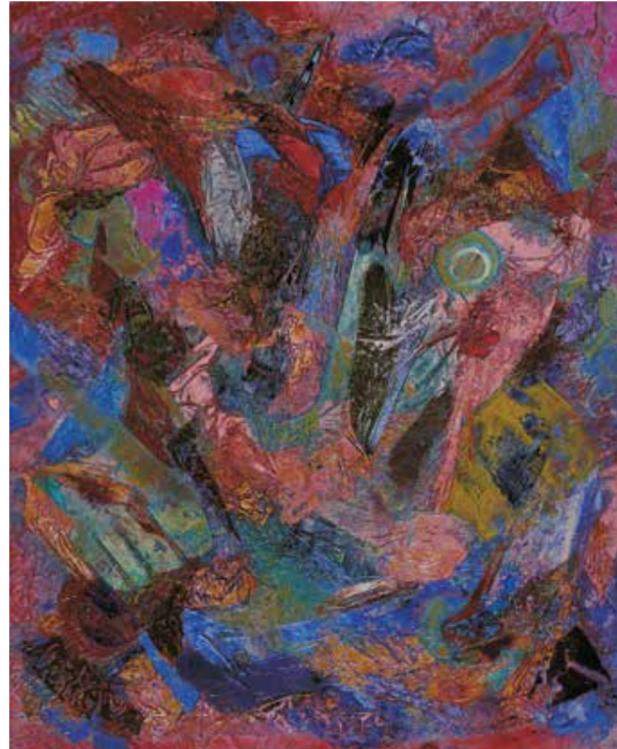
Daniels Sehnsucht nach der eigenen Weiblichkeit äußerte sich in der Pubertät zunächst als allumfassende Unzufriedenheit. Eine Energie staute sich an, für die er damals den „richtigen Kanal nicht kannte“. Er misstraute sich selbst, betrachtete seine feminine Seite skeptisch.

Im Alter von 16 beginnt er an sich zu arbeiten wie an einem Kunstwerk. Er färbt sich die Haare rot, lackiert sich die Nägel, trägt grelles Make-up, kleidet sich mit langen Röcken. Er merkt, dass sein Ventil die Transsexualität ist. Er steuert nicht dagegen an, im Gegenteil. „Ich fand Gefallen daran, die Leute zu schockieren“, sagt Daniel, der fortan Lydia genannt werden möchte.

Von Daniel über Lydia zu Laura

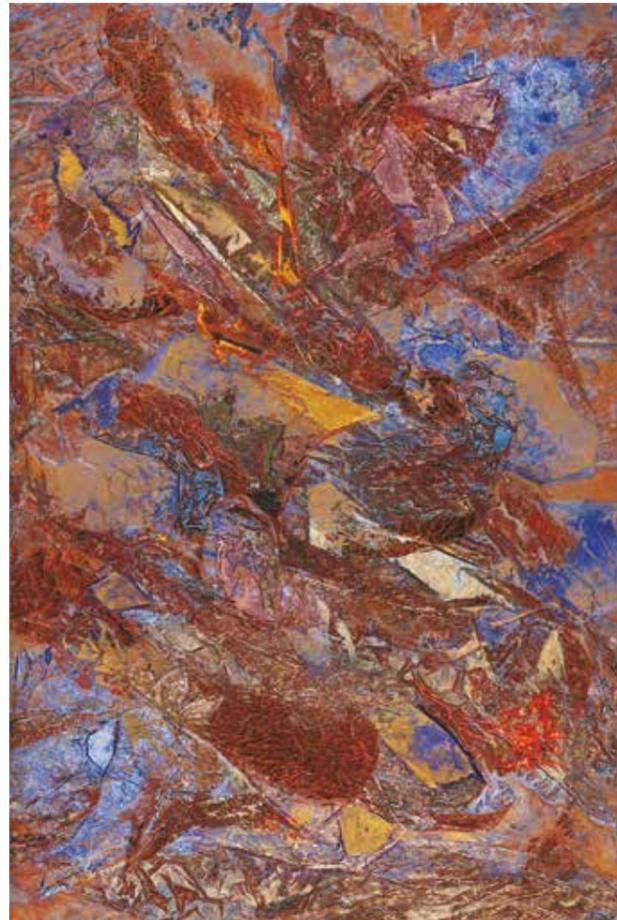
Seine Kunstfigur nimmt konkretere Formen an, er stopft sein T-Shirt mit wassergefüllten Kondomen aus, klebt im Schwimm - unterricht sein Geschlechtsteil mit Leukoplast ab. Sein Umfeld reagiert von verhalten bis verstört. Die Mitschüler amüsieren sich über ihn, verspotten ihn aber nicht. Die Lehrer sind panisch. Man diskutiert die Frage, welche Toilette Daniel besuchen soll.

Für die Familie ist es ein Schock. Die Mutter trifft er mit seiner Transsexualität „mitten ins Herz. Ihr wäre sicher lieber gewesen ich wäre ‚nur‘ ein Schwuler geworden“, sagt Daniel. Mit



Pandemos 2015

Vulgivaga 2016



Gesprächen versucht sie ihren jüngsten Sohn wieder in die Spur zu bringen. Sie scheitert. Der Vater geht den Veränderungen seines Sohnes aus dem Weg, er glaubt an eine pubertäre Phase.

Daniel selbst verliert sich in seiner Welt und taucht immer tiefer in die Transsexualität ein. Lydia begibt sich auf die Suche nach Gleichgesinnten. Im Kings Club in der Stuttgarter Innenstadt findet er eine neue Heimat, einen Ort, „an dem alles plötzlich Sinn macht“. Er begegnet transsexuellen Huren. Kurze Zeit später ist auch er eine. „Ich habe mich reingestürzt und nicht lange überlegt“, erinnert er sich. Schnell fasst er als Laura in der Szene Fuß, verdient zu seinen besten Zeiten fast 1.000 DM pro Freier.

Anfangs sieht er die Prostitution noch als großes Abenteuer. Hier kann er seine Sehnsüchte ausleben, hat das Gefühl, begehrt zu werden. An seinem Äußeren feilt er weiter wie an einem Kunstwerk. „Ich wollte meine äußere Form laufend verbessern, was ‚Nettes‘ aus mir machen.“ Er träumt von breiteren Hüften, steckt sich dafür Schulterpolster in die Hose, für eine höhere Stimme nimmt er Gesangsstunden.

Nebenbei macht er sein Abitur, besucht als Lydia die Leistungskurse Französisch und Musik. Sein Umfeld ahnt nichts von seinem Doppelleben. Vormittags ist er in der Schule der Außenseiter, abends für viele Freier das Zentrum der Begierde. Nach seinem Abitur identifiziert er sich immer stärker mit der Hurerei. Sein Revier ist Stuttgarter Rotlichtviertel – dort mietet er sich ein kleines Zimmer an.

Inzwischen verdient er soviel Geld, dass er sich in einer Klinik in Cannstatt für 10.000 DM Kunststoffbrüste machen lassen kann. Im Überschwang merkt Daniel nicht, dass er Dinge tut, die er heute nur ungern erzählt. Daniel reitet auf einer Welle der Euphorie. Seine selbst gesteckten Grenzen verwischen, Kokain kommt ins Spiel: „Ich hatte einen äußerst dekadenten Lebensstil.“

Dann plötzlich stagniert das Geschäft, er bekommt billigere Konkurrenz aus Osteuropa. Das Interesse an Laura nimmt ab, „das Gefühl nicht gebraucht zu werden“ macht ihm zu schaffen. Er versucht, vom Kokain wegzukommen, es gelingt ihm. Der Preis dafür sind Depressionen. Er bekommt starke Selbstzweifel, doch von der Prostitution kommt er nicht los. „Selbst wenn's einem schlecht geht, steht man auf dem Strich“. Sieben Jahre geht das so, angeblich 10.000 Freier hat Daniel als Laura bis dahin bedient.

Dann gelingt ihm der Absprung, Daniel bricht zu seinem „letzten Tanz in der Altstadt auf.“ In einer Rotlicht-Kneipe knüpft er Vertrauen zum Besitzer und dessen Frau. Er beginnt eine Dreier-Beziehung und stürzt sich damit in die nächste Abhängigkeit. „Meine letzte Chance, der Prostitution zu entkommen“, sagt Daniel. Er lebt mit beiden in einem sklavenähnlichen Verhältnis. Vier Monate später ist der Tanz beendet,

Daniel verlässt das Paar – und lässt auch etwas von Laura zurück.

Das Leben als Komposthaufen

Er hat immer weniger Lust, sich und seinen Körper zu schmücken. „Das Transentum hat sich von mir abgeschält“, sagt er. Sein Körper ist nicht mehr sein Kunstobjekt. Bunt und schrill sind fortan nun nur noch die Farben, die er auf die Leinwand bringt. Er verabschiedet sich von Laura und wird zum Künstler.

Was kaum einer weiß: Schon während seiner Zeit als Prostituierte hat sich Daniel an der Kunstakademie Stuttgart eingeschrieben. Er besucht Vorlesungen in Malerei und übt in einem Atelier im Stuttgarter Osten. Seit dem Abschied aus dem Rotlichtmilieu nimmt die Kunst den größten Raum in seinem Leben ein.



„Mein Transentum hat eine Art Vakuum hinterlassen. Ich brauchte einen neuen Kreativitätskanal“, erklärt Daniel. Das Malen weckt Kindheitserinnerungen, unterbewusst verarbeitet er seine Erlebnisse und Erfahrungen.

„Mein Leben ist wie ein Komposthaufen, aus dem ich alles ziehe: Abfälle und Wertstoffe“, sagt Daniel und spielt dabei nervös mit seinem Kaffeelöffel. „Ich fühle mich befreit von der Heftigkeit, mit der sich meine Menschlichkeit ausdrückt.“ Etwas verlegen schaut er zur Seite, die Beine galant übereinander geschlagen, den kleinen Kaffeelöffel im festen Griff. „Meine Transsexualität ist nicht tot. Sie drückt sich nur nicht mehr aus.“ Seine Brüste will er sich nicht wieder abnehmen lassen. „Sie sind für mich wie ein Denkmal, ein Erinnerungstück an eine bewegte Zeit in meinem Leben.“

Jana Braun

Quelle: Lift Stuttgart, Juli 2010

Freier haben eine Verantwortung

Das Café La Strada ist für viele Prostituierte in Stuttgart ein Ort, wo sie Ruhe finden können. Hier erfahren die meist jungen Frauen freundliche Wertschätzung, die sie im Rotlichtmilieu selten finden. Möglich machen das 15 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen. Auch Renate Brunst (68) engagiert sich im La Strada. Sie sieht die Freier in der Pflicht, andere Wege zu gehen.

stuttgart.de: Die meisten Menschen engagieren sich im Sport- oder Musikverein. Warum sind Sie für Prostituierte da?

Renate Brunst: Ich möchte gerne für Menschen da sein, die am Rande der Gesellschaft stehen und kaum Aufmerksamkeit bekommen. Diese Aufgabe habe ich im La Strada gefunden. Am Anfang war das allerdings schwer auszuhalten.

stuttgart.de: Woran lag das?

Renate Brunst: Ich musste mich in das Milieu einfinden, weil das sehr gegensätzlich zu meiner Lebenswelt ist. Manche der jungen Frauen nehmen Drogen und Alkohol, damit sie die Freier und die unwürdigen Situationen überhaupt verkraften. Die meisten Frauen kommen aus Rumänien und Bulgarien und werden zur Prostitution gezwungen.

stuttgart.de: Was bietet ihnen in dieser Situation das La Strada?

Solange es Freier gibt, die Frauen für ihre Gelüste brauchen, wird es diesen Markt geben.

Renate Brunst, Helferin im Café La Strada

Renate Brunst: Das Café ist ein geschützter Raum, in dem sie Ansprechpartner finden, sie bekommen zu essen, zu trinken und versorgen sich mit Kondomen, Gleitcreme und können sich aus unserer Kleiderkammer etwas aussuchen. Sie nehmen die Angebote gerne an, weil sie kaum Geld zur Verfügung haben. Ein Zimmer im Bordell kostet am Tag zwischen 120 und 140 Euro Miete – da müssen die Mädchen einige Freier bedienen. Und ein Freier zahlt im Schnitt 30 Euro. Für sie selbst bleibt am Ende kaum etwas übrig.

stuttgart.de: Vertrauen sich Ihnen die Prostituierten an?

Renate Brunst: Die Mädchen sind zurückhaltend und können nur wenig deutsch sprechen. Die meisten kommen ja aus Osteuropa und werden oft mit falschen Versprechen gelockt. Wir haben zwar Sprachmittler, aber einen dauerhaften

Kontakt können wir nur selten herstellen. Die Zuhälter oder Loverboys merken nach einiger Zeit, dass die Mädchen sich hier etwas aufbauen und dann werden sie ausgetauscht.

stuttgart.de: Besuchen Sie die Prostituierten auch in Bordellen?

Renate Brunst: Ja, ich war kürzlich das erste Mal mit Streetworkerinnen in einem Bordell. In jedem Stockwerk sind fünf, sechs Zimmer, in denen ein Bett, ein Schrank und ein Waschbecken stehen. Mehr ist da nicht. Und die leicht bekleideten Mädchen stehen dann an ihren Türen und lassen sich von den Männern wie eine Ware begutachten.

stuttgart.de: Wie haben Sie das empfunden?

Renate Brunst: Ich war entsetzt. Die Blicke der Männer, wie sie die Mädchen von oben nach unten taxieren und wie sie dann zum nächsten Zimmer weiterziehen, wenn das Mädchen nicht ihren Gelüsten entspricht. Ich habe mich gefragt, wie sich die Mädchen wohl fühlen, wenn sie wie Vieh taxiert und für nicht gut befunden werden.

stuttgart.de: Was suchen Männer im Bordell?

Renate Brunst: Es gibt noch deutsche Prostituierte in Stuttgart, die uns immer wieder einiges erzählen. Die Männer wollen in den Bordellen vor allem ihre Gelüste befriedigen, zu Hause haben sie dann die heile Welt. Das macht sich auch in den Wünschen bemerkbar. Es gibt Männer, die zum Gegensatz ihrer perfekten Ehefrauen, ungepflegte Frauen bevorzugen, oder einfach Praktiken ausüben wollen, die sie zu Hause nicht ausleben können. Und über diese Bedürfnisse können die Männer in ihrem Umfeld offenbar nicht reden, um vielleicht andere Wege zu gehen.

stuttgart.de: Dazu braucht es Mut und Selbstreflexion. Und der Blick in den Spiegel kann weh tun. Ist der Kauf von Frauen da der leichtere Weg?

Renate Brunst: Wenn Männer alleine sind, keine Partnerin haben, ist das vielleicht nachvollziehbar. Und auch nur dann, wenn die Männer zu Prostituierten gehen, die es freiwillig machen. Für mich ist die Zwangsprostitution schlimm, weil die jungen Frauen so ausgenutzt werden. Das ist so, wie wenn ich ein Billig-Shirt kaufe und nach dem dritten Mal wegwerfe. Und dann kaufe ich wieder was Neues. Viele Männer denken überhaupt nicht an ihr Gegenüber und blenden das einfach aus. Sie haben aber eine Verantwortung für ihr Handeln.



Deshalb läuft momentan die Kampagne „Stuttgart sagt Stop“. Sie soll Freier zum Nachdenken anregen.

Renate Brunst: Die Wortwahl der Kampagne ist zwar derb, aber sie macht auf das Problem aufmerksam. Sie benennt die Dinge beim Namen und sie hat ja für eine starke Diskussion gesorgt. Solange es Freier gibt, die Frauen für ihre Gelüste brauchen, wird es diesen Markt geben. Und die Freier werden bislang auch nicht belangt, wenn sie eine Zwangsprostituierte aufsuchen.

stuttgart.de: Ein Treffpunkt für Freier ist das Leonhardviertel. Was würden Sie sich für das Viertel wünschen?

Renate Brunst: So wie es aussieht, soll das Züblin-Parkhaus in der Lazarettstraße entfernt werden, das seit 1974 dort steht. Dann könnten das Bohnenviertel und das Leonhardsviertel wieder zusammenwachsen. Es könnte so Raum für ein quirliges Leben entstehen mit Geschäften, Restaurants und Cafés. Das Viertel wäre dann nicht mehr nur ein zentraler Anlaufpunkt für Männer auf der Suche nach Lust.

Renate Brunst engagiert sich seit zehn Jahren ehrenamtlich im Café La Strada in Stuttgart, der Anlaufstelle für Prostituierte von Stadt, Caritas, Aids-Hilfe und vom Verein zur Förderung von Jugendlichen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten.

Quelle: Amtsblatt Stuttgart

Pause von der Arbeit auf der Straße

Das Café „La Strada“ bietet Prostituierten Zuflucht, aber auch alltagspraktische Beratung

Seit August des vergangenen Jahres gibt es ihn schon, den Treffpunkt für Frauen, die auf der Straße arbeiten. Jetzt wurde das kleine Café mit dem beziehungsreichen Titel „La Strada“ von Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch und Albert Wild als Vertreter des Caritasverbandes für Stuttgart offiziell eröffnet. „La Strada“, initiiert und getragen vom Caritasverband, ehrenamtlichen Helferinnen der Franziskusstube und dem städtischen Gesundheitsamt, ist eine Rückzugsmöglichkeit für Prostituierte, wo diese für kurze Zeit dem Alltagsstreß, der Gewalt oder der Abhängigkeit entfliehen können und darüber hinaus alltagspraktische Hilfe erfahren.

Dreimal in der Woche beraten und unterstützen zwei Sozialarbeiterinnen des Gesundheitsamts bei juristischen Fragen und allgemeinen Problemen; einmal wöchentlich steht ein Arzt des Gesundheitsamts zur medizinischen Beratung zur Verfügung. Eine Informationsveranstaltung des Amtes für öffentliche Ordnung sowie des Arbeitsamts mit Blick auf einen möglichen Ausstieg aus der Prostitution sollen folgen. Wer keinen Beratungsbedarf hat: Der gemütliche Raum mit Tresen und Küchenecke ist auch da für eine Tasse Kaffee, einen kurzen Plausch oder für eine wärmende Atempause. Zehn bis 20 Frauen pro Abend besuchen das direkt im Rotlichtviertel gelegene Café, zu dem Männer keinen Zutritt haben. Manche bleiben eine halbe Stunde, andere den ganzen Abend. Insgesamt gibt es in der Landeshauptstadt übrigens 3600 registrierte Prostituierte, davon 800 Männer.

Verbesserung der physischen und psychischen Gesundheit der Frauen,

Verhinderung ihrer materiellen Verelendung und Krisenintervention – das waren einige der Stichworte, die Bürgermeisterin Gabriele Müller-Trimbusch bei der Eröffnung von „La Strada“ als Ziele des Engagements nannte. Besonderen Dank sagte sie bei dieser Gelegenheit der kleinen Gruppe von sechs ehrenamtlichen Helferinnen, die „La Strada“ betreiben.

Finanziert wurde und wird dieses einzigartige Angebot in der Landeshauptstadt vorwiegend durch Spenden. Dies gilt beispielsweise für die gesamte Einrichtung, angefangen bei den Tischen und Stühlen bis zu den Tischdecken, Kerzen und Bildern an den Wänden. Das Gebäck liefert die Schwäbische Tafel, eine Stuttgarter Reinigungsfirma hat unentgeltlich das Säubern übernehmen. Für die Miete der städtischen Räume kommt der Caritasverband auf. Wer das Café finanziell unterstützen möchte, kann dies über folgende Bankverbindung tun: Caritasverband für Stuttgart, Konto 2015 189, Landesgirokasse Stuttgart, BLZ 600 100 70, Kennwort „La Strada“.



Von ehrenamtlichen Helferinnen wird „La Strada“, ein Café speziell für Prostituierte, betrieben. Foto: Eppler

Mutmaßlicher Mörder von Doris K. ist gefasst

Prostituierte erstochen: Haftbefehl gegen 40-Jährigen

Der Mord an der 64 Jahre alten Altstadt-Prostituierten Doris K. ist offenbar geklärt: Die Sonderkommission Steige der Kriminalpolizei ermittelte einen 40-jährigen arbeitslosen Deutschen, der sich als Zeuge in Widersprüche verwickelt hatte und schließlich die Tat einräumte. Am Freitag erließ ein Richter gegen ihn Haftbefehl.

VON WOLF-DIETER OBST

Niemand hatte etwas gesehen. Keinem war zur Tatzeit am Montag gegen 8 Uhr eine verdächtige Person aufgefallen. Und auch vom Opfer konnten viele im Milieu auch nur sagen, dass die 64-Jährige schon seit Jahrzehnten als Prostituierte unterwegs war. Alles zusammen nicht gerade hoffnungsfrohe Ermittlungsansätze für die Mordkommission, als die Leiche der Altstadt-Prostituierten am Montagmorgen in einem Dachgeschosszimmer an der Leonhardstraße entdeckt wurde.

Letztlich aber kam den Beamten zugute, dass der mutmaßliche Täter sich öfter in der Altstadt aufhielt und in einschlägigen Lokalen verkehrte. Bei aufwendigen Zeugenbefragungen im Viertel fiel irgendwann auch mal der Name des 40-jährigen Deutschen, der am Montag gesichtet worden war. Am Donnerstag wurde der frühere Büroangestellte routinemäßig als Zeuge vernommen. „Dabei verwickelte er sich aber immer mehr in Widersprüche“, sagt Polizeisprecherin Christiane Honer, „und für den Montagmorgen konnte er auch kein Alibi vorweisen.“ Noch am Donnerstagabend wurde ihm die Festnahme erklärt.

Das am Freitag fortgesetzte Verhör zeigte schließlich Wirkung. Der 40-Jährige räumte die Bluttat weitgehend ein. Doris K. war in

einem Dachgeschosszimmer oberhalb des Nachtlokals „Nixe“ mit mehreren Messerstichen umgebracht worden. Unter ihren Bekannten war die 64-Jährige, die zuletzt im Stadtteil Fasanenhof wohnte, durchaus als resolut bekannt – eine Eigenschaft, die sich an jenem Morgen offensichtlich als verhängnisvoll erwies.

Der Tatverdächtige erklärte, dass er an jenem Morgen alkoholisiert gewesen sei. Dann habe ihn die 64-Jährige auf der Straße angesprochen. „Die beiden waren sich bis dahin offenbar nicht bekannt“, so Polizeisprecherin Honer. Über einen Seitenein-



gang des Gebäudes an der Leonhardstraße gingen sie hinauf in das Zimmer im dritten Obergeschoss.

Dabei brach nach Angaben des Beschuldigten ein Streit über den Dirnenlohn los. „Ob es um die Höhe oder sonstige Formalitäten ging, ist noch nicht klar“, erklärt Christiane Honer. Der 40-Jährige nahm ein Messer, stach auf die Frau ein und flüchtete. Zu sexuellen Handlungen war es bis dahin noch nicht gekommen. Die 64-Jährige war noch vollständig bekleidet, als sie von den tödlichen Stichen getroffen wurde. Von der Tatwaffe fehlt indes noch jede Spur.

Das Mordopfer

Der allein stehende Stuttgarter ist bei der Polizei kein Unbekannter. Zumindest dürfte er in der Vergangenheit öfters ausgerastet sein. Dabei wurde gegen ihn nicht nur wegen Sachbeschädigung ermittelt, sondern auch wegen eines Gewaltdelikts. Vor Jahren war er auf Familienangehörige losgegangen und hatte sie dabei bedroht.

Der allein stehende Stuttgarter ist bei der Polizei kein Unbekannter. Zumindest dürfte er in der Vergangenheit öfters ausgerastet sein. Dabei wurde gegen ihn nicht nur wegen Sachbeschädigung ermittelt, sondern auch wegen eines Gewaltdelikts. Vor Jahren war er auf Familienangehörige losgegangen und hatte sie dabei bedroht.

Wir trauern um

Doris

Du wolltest 100 Jahre alt werden
- ein grausamer Mord hat alles zerstört.

In unserer Gemeinschaft werden wir dich als lebensfrohe,
optimistische und lebenswerte Frau vermissen.

Das Team von La Strada:

Barbara, Gerda, Gisela, Günter, Hildegard, Ilse, Ines, Inge,
Ingrid, Lilo, Mägge, Nadja, Ralf, Uschi
Barbara, Chris, Ingrid, Erika, Helga, Ingrid, Johanna, Karin,
Sabine, Susanne, Ulrike

Trauerfeier am Dienstag, dem 3. Dezember 2002, um 11 Uhr
auf dem Pragfriedhof in Stuttgart.



Die mutigen Frauen vom La Strada

Ein diesiger Herbstnachmittag in Stuttgart, die roten Lichter des Leonhardsviertels in Stuttgart strahlen nur schwach und vereinzelt durch den Oktobernebel, doch aus der Küche des La Strada duftet es schon köstlich. Die drei Frauen, Anna, Daniela und Teresa stehen in der Küche und kochen Essen aus ihrer Heimat, Bulgarien und Ungarn. Sprachfetzen fliegen durch die Luft, es wird viel gelacht. Das La Strada ist eine Anlaufstelle für Prostituierte, hier gibt es ein Abendessen, Kleidung, kostenlose medizinische Versorgung durch einen Arzt des Gesundheitsamtes und vor allem immer ein offenes Ohr. Ich helfe den Frauen in der Küche, schnippele Gemüse, lasse mir das Ofengericht aus Kartoffeln, Paprika und Ei erklären, das würzig duftet.

„Mein Sohn hatte letzte Woche Geburtstag“, erzählt mir Teresa. Sie zeigt mir ein Foto von einem selbstbewussten Jungen, der freundlich in die Kamera lächelt, während er sein neues Fahrrad festhält, ein Geschenk seiner Mutter. Daniel lebt im Heim, seit seiner Geburt. Seine Mutter sieht ihn nur alle paar Wochen, doch sie strahlt vor Glück und Stolz über das ganze Gesicht. Bei einer Zigarette erzählt mir Daniela, dass sie vor wenigen Wochen ihre Tochter aus Ungarn nachholen konnte. Seit Ende 2013 prostituiert sie sich nicht mehr, sie macht ei-

nen Deutschkurs und möchte als Verkäuferin arbeiten. Sie ist eine schöne Frau mit Augen so tief wie Waldseen. Sie spricht gut Deutsch, nur wenn ich zu schnell rede, lacht sie und runzelt die Stirn, damit ich langsamer spreche. Ich frage sie, wie es war, auf der Straße und die blauen Augen verdunkeln sich. „Früher“, sagt sie, „war besser. Ich habe immer sauber gearbeitet. Ich hatte meine Klienten. Dann kamen die anderen Frauen. Sie machen es für 10 Euro ohne Kondom. Das wollten meine Klienten auch. Da habe ich gesagt, es ist genug.“ Daniela kam mit ihrem Mann nach Deutschland. Sie wusste, dass sie sich hier prostituieren würde. Ich frage sie, ob es so war, wie sie es sich vorgestellt hat, damals in Bulgarien. Sie schüttelt den Kopf. „Alle Männer scheiße“, sagt sie mit Nachdruck. Danielas Geschichte ist eine der Erfolgsgeschichten aus dem La Strada. Ihr ist der Ausstieg gelungen, ihre Tochter lebt bei ihr und sie hat sich von ihrem Mann getrennt, ist selbstständig. Den anderen Frauen geht es nicht so. „Keine arbeitet ohne Zuhälter“, erklärt sie mir. „Nicht hier.“ Draußen wird es dunkel und die Ersten drängen sich bereits vor den Türen des La Strada, das um 19 Uhr seine Türen öffnet. Mehrere ehrenamtliche Frauen sind gekommen, um zu helfen – sie übersetzen, hören zu oder arrangieren Bücher und Deko zum Mitnehmen für die Frauen.

„Ich verliebe mich immer wieder neu in alle Frauen“, sagt Sabine Constabel, die das La Strada leitet, und lächelt, während die ersten Besucherinnen hungrig in das Café stürmen und sich über das liebevoll angerichtete Buffet aus Spenden hermachen. Ich verstehe, was sie meint, denn jede dieser Frauen strahlt Persönlichkeit aus, eine Lebensgeschichte, Stolz. Sie sind nicht nur eine jener Nummern, um die sich die Verteidigerinnen und die Befürworterinnen der legalen Prostitution streiten. Sabine Constabel ist eine ernste, energische Frau. Es ist ihrer Hartnäckigkeit und Unerschrockenheit zu verdanken, dass es das La Strada in Stuttgart gibt, dass der Stuttgarter Weg als vorbildlich im Umgang mit Prostitution gilt. Sabine Constabel äußert sich klar zur Prostitution, lässt sich nicht zum Schweigen bringen. Ihr Engagement gilt den Frauen und nur ihnen. Es geht laut und herzlich zu im La Strada, die Frauen werden begrüßt und umarmt, es wird viel gelacht. Doch der Eindruck kann täuschen. „Alles nur für die Ausländerinnen“, giftet eine ältere Frau, die sich bereits mit ihrem Teller einen Platz gesichert hat. „Um uns kümmert sich niemand.“ Eine der ehrenamtlichen Frauen erklärt mir, dass es unter den älteren, deutschen Prostituierten, die bereits seit Jahren hierherkommen, und den jungen Frauen aus dem Ausland, einen heftigen Konkurrenzkampf gibt. Es geht um Arzttermine, Kleidung, Aufmerksamkeit. Schwierig, hier zu vermitteln, doch die Ehrenamtlichen nehmen sich Zeit, bleiben freundlich. Es mangelt, an Zwischenmenschlichkeit, am Sattwerden, am Gehörtwerden, am Gesehenwerden. Die Helferinnen im La Strada geben ihr Bestes.

Ich verstehe, was sie meint, denn jede dieser Frauen strahlt Persönlichkeit aus, eine Lebensgeschichte, Stolz.

Später am Abend begegne ich Annika. Sie lächelt schüchtern und ist so dünn, dass es schmerzt, sie anzusehen. Jung ist sie, Anfang zwanzig, sie hat ihr Kind in Rumänien zurückgelassen. Vor ein paar Wochen ging es ihr so schlecht, dass sie weg musste aus Stuttgart, zurück nach Hause. Es waren ihre Mutter und ihr Stiefvater, die sie zurück nach Stuttgart, auf den Strich schickten. „Mein Kopf ist kaputt“, sagt sie zu mir und es klingt so traurig, so verzweifelt, dass ich meinen Arm um sie lege, eine Geste der Hilflosigkeit. „Ich habe Depressionen. An einem Tag geht es mir gut, am anderen nicht. Ich laufe durch die Straßen, weiß nicht, was ich denken soll. Alles ist scheiße.“ Ich schlucke und mir schnürt es die Kehle zu. „Was machst du, wenn es dir schlecht geht?“ Sie zuckt mit den Schultern. „Manchmal rede ich mit den Männern. Sage ihnen, dass es mir nicht gut geht. Aber die meisten wollen es nicht hören.“ Sie wendet den Blick ab. Der letzte Teil bleibt unausgesprochen. Der über das, was die Männer wollen. „Ich kann nicht essen, wenn es mir schlecht geht“, erklärt sie mir. Ihre Augen sind so traurig, ihr Lächeln so verzweifelt, das ich unerwartet eine heftige Wut spüre.

Wut über die Umstände, die eine junge Frau in diese ausweglose Situation bringen. Annika hat nur wenige Jahre eine Schule besucht, ihre Mutter meinte, das sei unnötig, sie solle lieber arbeiten. Arbeiten, das hieß nach Deutschland, in die Prostitution. Sabine erklärt, dass Annika nicht nur Beratung braucht, sie braucht Freunde, eine Familie, am besten sollte sie von jemandem adoptiert werden. „Damit sie noch einmal richtig Kind sein darf“, sagt Sabine. Manchmal nehmen Familien und Bekannte der ehrenamtlichen Helfer aus dem La Strada Frauen auf, begleiten sie ein Stück des Weges, wie einen Familienangehörigen. „Am liebsten würde ich sie alle mitnehmen“, sagt Sabine und ich nicke.

Draußen auf den Straßen geht der Betrieb los. In kleinen Gruppen kommen Frauen herein, sie sind so jung, dass man nicht glauben mag, dass sie alle volljährig sind, sie sprechen nur gebrochen Deutsch, fragen nach Kondomen, Gleitcreme, die sie sich in die Handtaschen stecken. Einige haben Briefe dabei, Post von Ämtern, Bußgelder, weil sie sich auf den Straßen des Leonardsviertel nicht prostituieren dürfen – hier ist ein Sperrbezirk, Prostitution ist nur in den Laufhäusern erlaubt. Sie nehmen sich ein Butterbrot und gehen zurück auf die Straßen, draußen, in den Cafés wachen die Zuhälter, die Mädchen haben keine Zeit, sich sattzuessen, hinzusetzen, sich aufzuwärmen. Sabine schnappt sich die rote Tasche mit den Kondomen und dem Infomaterial und wir gehen raus auf die Straßen. Die Frauen stehen herum, in viel zu dünnen, kurzen Jacken, warten auf die Freier, die nun in kleinen Gruppen oder einzeln durch die engen Gassen streifen. Sabine spricht sie an, verteilt Kondome, weist daraufhin, dass der Arzt heute Abend im La Strada sein wird. Die Frauen wirken zunächst misstrauisch, stecken die Kondome schließlich ein, nicken. Sie kennen Sabine, vertrauen ihr. Wir betreten eines der zahlreichen Laufhäuser im Leonardsviertel – „Zutritt für Frauen verboten“ steht auf der Tür. Der Mann, der oben an der Treppe Wache hält, erkennt Sabine, lässt uns durch. Es ist ein Altbau, mit engen, gewundenen Treppen und winzigen Zimmern, auf denen die Namen und Handynummern der Mädchen stehen. Es riecht nach Räucherstäbchen, viele der Türen sind geschlossen – Kundenbesuch, einige stehen offen, zeigen schlecht möbilierte Zimmer mit bunten Lichterketten und halb nackten Mädchen. Auf der Treppe kommen uns die Freier entgegen, Familienväter in Jack Wolfskin Jacken, Geschäftsreisende im edlen Zwirn und mit Aktenkoffer, ein Puffbesuch ist wie ein Frisörbesuch, eingeschoben zwischen Geschäftstermin und Abendessen. Für 20 Euro bekommt man hier alles. Sabine weicht ihnen nicht aus, ihre Ablehnung ist greifbar, einige der Männer weichen verunsichert zurück, ich kann die Scham auf ihren Gesichtern sehen. Sie rechnen nicht damit, gerade hier zwei Frauen zu begegnen, die keine Prostituierten sind, sie fühlen sich sicher in dieser Domäne ungehemmter Männlichkeit. Ein Mädchen lehnt an einer Tür, sie ist wunderschön, mit langem, schwarzem Haar bis zu den Hüften und einem Bauchnabelpiercing. Die Nacktheit

der Frauen wirkt verletzlich, selbst ich kann nicht anders, als sie anzustarren. „Geht es dir gut?“, fragt Sabine. Das Mädchen lächelt. „Keine Kunden“, sagt sie, eine Klage, die wir an diesem Abend immer wieder hören. Es gibt keine Arbeit mehr, die Freier bleiben aus, die Konkurrenz ist zu groß, seit immer mehr Frauen aus Rumänien, Bulgarien und den anderen osteuropäischen Ländern nach Deutschland drängen. Sabine erklärt mir, dass der Rückgang der Freier durchaus auch etwas mit der Debatte um Prostitution zu tun hat – offensichtlich führt die öffentliche Diskussion dazu, dass einige vor dem Sexkauf zurückschrecken.

Die Frauen schlafen in den Betten, in denen sie arbeiten, sie zahlen Zimmermieten von bis zu 160 Euro am Tag.

„Der Arzt ist heute da“, sagt Sabine zu einem Mädchen, das Zahnschmerzen hat. Im Hintergrund an den Wänden eine Tapete mit Disneyprinzessinnen. Die Frauen schlafen in den Betten, in denen sie arbeiten, sie zahlen Zimmermieten von bis zu 160 Euro am Tag. Wer nicht zahlt, fliegt raus. Krankenversichert ist hier keine, wie das Gedränge um die wenigen Termine beim Arzt im La Strada zeigt. Zwei Frauen wollen das Angebot nutzen und den Arzt aufsuchen. Sie versprechen, später zu kommen. Wir gehen zurück ins La Strada.

Hier herrscht inzwischen reger Betrieb, das Buffet wird immer wieder aufgefrischt, die Frauen sitzen zusammen, reden, erzählen. Sabine und die anderen Frauen sprechen jede Einzelne mit Namen an, fragen sie, wie es ihnen geht. Das La Strada ist ein freundlicher Ort, keine nüchterne Beratungsstelle. Hier ist Platz für Tränen, für Persönliches. Ich frage mich, warum es das La Strada nicht überall gibt, in jeder Stadt, die ein Rotlichtviertel hat, in der Frauen wie Annika, Teresa und die anderen leben und sich prostituieren müssen. „Für einen Ort wie das La Strada braucht es nicht viel“, erklärt Sabine. „Es braucht vor allem Menschen, die bereit sind, sich zu engagieren, die es tragen.“ Ich wünsche mir, wir könnten das La Strada klonen, Sabine klonen, es überall mithin nehmen. Hier tritt der Streit um die Neuregelung des Prostitutionsgesetzes auf einmal in den Hintergrund – es sind die Frauen, um die es geht. Sie sind es, die eine Perspektive brauchen, eine echte Perspektive, die Menschen brauchen, die sich um sie kümmern, sie wahrnehmen, denen sie wichtig sind, die den Kreislauf aus Ausbeutung und Ausweglosigkeit durchbrechen. Auch das Prostitutionsschutzgesetz in seiner neuen Form wird an ihrer Lage nichts ändern. In den Gesprächen mit den Frauen und mit Sabine wird deutlich, wie sehr die Unterscheidung von „Zwangsprostitution“ und „freiwilliger Prostitution“ die Wirklichkeit verkennt. Obwohl die Frauen aus dem La Strada regelmäßig auch Frauen in der Zwangsprostitution helfen, sind die meisten der Frauen nicht mit Gewalt hierhergebracht worden. Es sind ihre Familien, die

von zu Hause aus Druck ausüben, es ist der Kampf um das Überleben, in denen ihre Körper das Einzige sind, das Geld einbringt. Zwischen 500 und 1000 Euro schicken sie pro Monat nach Hause, das Geld versickert unter den Angehörigen, für Essen, Arztrechnungen, Familienfeiern. Mancher Zuhälter baut sich ein Haus dort unten, aus dem Geld „seiner“ Frau, das sie erarbeitet hat, sie selbst wird nie dort leben. Die Frauen fühlen sich verantwortlich, für ihre Männer, ihre Familien, sie werden zu den Verantwortlichen gemacht, zu den Versorgerinnen, ein Wertediskurs, den sie nicht in Frage stellen und der stärker ist als jede körperliche Gewalt. Ihnen wurde von Kind an beigebracht, zu gehorchen, weniger wert zu sein, die eigenen Bedürfnisse zu missachten. Es ist ein System aus Zwang, Abhängigkeiten, patriarchalen Werten und ohne Entkommen für die Frauen, ein System, dass mit der kapitalistischen Leistungsgesellschaft Deutschlands eine perfekte Symbiose bildet. Dort sind Frauen nichts wert, hier taugen sie



Kreative Gemeinsamkeit ...

nur als Ware und werden als solche regelrecht verramscht. Die Legalisierung der Prostitution bildet den Rahmen für die maximale Verwertung – wer auf dem ersten Arbeitsmarkt keinen Job findet, der kommt auf den Straßen und in den Laufhäusern unter und bezahlt noch Steuern für seine eigene Ausbeutung. Ein Sexkaufverbot würde die legale Alternative der Prostitution beenden, nicht nur für die Frauen, sondern auch für die Familien, die ihre Töchter, Schwestern und Ehefrauen hierherschicken – und dennoch brauchen die Frauen echte Ausstiegshilfe, Arbeit, von der sie leben können, Perspektiven. In der Prostitution bleiben will keine der Frauen, mit denen ich spreche.

Das Buffet leert sich langsam, einige Kinder laufen zwischen den Frauen umher, verkleiden sich. Es sind die Kinder der Frauen, jene, die es geschafft haben, ihre Kinder nachzuholen. Sie werden von den anderen Frauen umsorgt und angesprochen, nicht wenige bekommen feuchte Augen, denken an die eigenen Kinder, die weit weg sind, von den Großeltern betreut, während sie hier in Deutschland arbeiten. Maria



... und Austausch im La Strada

kommt herein, sie ist klein und quirlig, umarmt Sabine stürmisch. Sie wartet auf einen Termin beim Arzt, hat Angst, dass sie schwanger ist. Maria arbeitet schon seit vielen Jahren in der Prostitution – aufgrund ihrer geringen Körpergröße und ihres kindlichen Gesichts ist sie besonders beliebt bei den Pädophilen. „Sag Papa zu mir, sagen sie“, erzählt sie mir und wischt das für mich Unerträgliche sogleich mit einem fröhlichen Lachen weg, so als wolle sie verhindern, dass ich mich schlecht fühle, obwohl es doch ihr geschieht. Ich schaue auf die Uhr. Keine der Frauen, die sich im Laufhaus für die Arzttermine angemeldet haben, ist da. Sabine und ich ziehen los, um sie abzuholen. Es ist nach 21 Uhr, draußen auf den Straßen und in den Laufhäusern herrscht nun reger Betrieb, Gruppen von angetrunkenen Männern, die uns vom Bürger-

steig drängen wollen, als sei das ihr Revier. Die roten Lichter der Laufhäuser und Bars leuchten jetzt grell, an den Straßenecken drängen sich einige der Frauen, die sich eben mit Kondomen und einem Butterbrut versorgt haben. Wir holen die Frauen ab, die sich hastig etwas überstreifen und uns ins La Strada folgen. Die Frau mit den Zahnschmerzen kommt nach, ein Mann im Schlepptau, ihr Zuhälter. Es stellt sich raus, dass er die Zahnschmerzen hat. Sabine erklärt ihm, dass er draußen warten muss, Männer sind im La Strada verboten. Maria kommt die Treppe hinunter, sie strahlt über das ganze Gesicht. Sie ist nicht schwanger. Der Jubel ist groß. Ich denke an meine Freundinnen, die jede Schwangerschaft feiern wie einen Hauptgewinn, mit ihren sicheren Jobs, ihren schönen Wohnungen, ihren unversehrten Körpern und mir wird klar, dass alles, was sie von den Frauen im La Strada unterscheidet, Glück ist. Das Glück, an einem anderen Ort geboren worden zu sein, mit besseren Chancen auf ein besseres Leben. Jede von uns könnte eine der Frauen im La Strada sein, wenn es das Schicksal ein wenig schlechter mit uns gemeint hätte. Hier geht es nicht um Willensentscheidungen oder persönliche Leistung, sondern um die Zwänge einer rücksichtslosen Gesellschaft, in der eine Frau aus dem armen Ausland nicht mehr sein soll als eine Prostituierte. Es liegt an uns, das zu beenden. Die mutigen Frauen aus dem La Strada kämpfen bereits darum. Jede Frau, die aus der Prostitution aussteigt, ist ein Sieg gegen ein unmenschliches System.

Quelle: www.diestoerenfriedas.de, Mira Sigel

Den eigenen Lebenshorizont überschreiten

Das Frauencafé La Strada wird am Freitag- und Samstagabend von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen des Caritasverbandes für Stuttgart organisiert. Eine von ihnen ist die 62-jährige Gisela Bester, die selbst über ihre Erfahrungen berichtet:

Im September 1996 saß ich bei einer Beerdigung zufällig neben Sw. Margret, die noch Mitarbeiterinnen für ein Frauencafé im Rotlichtviertel suchte. Mich hat das Projekt gleich fasziniert, obwohl ich nicht nach einer Beschäftigung gesucht oder Zeit übrig hatte. Es war etwas Neues und Besonderes – ein Café für Frauen am Rande, die meist nur Verachtung erfahren. Ich wollte mich in einen sozialen Bereich einarbeiten, von dem ich nichts wusste, Erfahrungen machen, etwas dazulernen, Wertschätzung vermitteln.

In anderen Lebensabschnitten bin ich schon ehrenamtlich tätig gewesen. Durch meine 20-jährige Ehe mit einem Spanier kenne ich die Problematik der ersten Gastarbeitergeneration sehr genau und habe mich in der Erwachsenenbildung, z.B. mit Sprachkursen, engagiert. Während der Schulzeit meiner Kinder habe ich mit einer Gruppe von Müttern in der Schule regelmäßig mittags gekocht. Zur Zeit lebe ich mit meiner Mutter zusammen, sehe und erfahre viel über die Probleme älterer Menschen.

Die Arbeit im La Strada hat mir von Anfang an Freude gemacht. Man erfährt viele tragische Lebensumstände, aber auch eine Menge Spaß. Ich habe schon ganz tolle Abende im Café verbracht mit intensiven Gesprächen und krea-

tiven Arbeiten. Zusammen mit den Besucherinnen gestalten wir eine Wand des Cafés, wo immer ganz faszinierende Kunstwerke entstehen. Ich fühle ein Gleichgewicht zwischen meinem Einsatz und der Resonanz, die ich erfahre. Da wir von der Stadt Stuttgart als auch vom Caritasverband jede nötige Unter-

stützung erhalten, sehen wir uns in unserer Arbeit anerkannt.

Es lohnt sich, seinen eigenen Lebenshorizont immer wieder zu überschreiten, die vorhandenen Energien sinnvoll in Beziehungen zu anderen einzusetzen. Im Dasein für andere sehe ich eine christliche Sinngebung. Nicht zuletzt sind auch unter den Kolleginnen im La Strada solche Menschen, die mein Leben bereichert und verändert haben. Ich verdanke meinem Ehrenamt eine außerordentliche Bereicherung und Lebensenergie.

Gisela Bester



Wenn Sie sich vorstellen können, im La Strada mitzuhelfen, wenden Sie sich bitte an:

■ Ralf Brenner,
Telefon: (07 11) 28 09-24 30



Ihre Spende hilft!

Wenn Sie die Arbeit des Café La Strada unterstützen wollen, freuen wir uns über Ihre Spende. Selbstverständlich lassen wir Ihnen gerne eine Spendenquittung für das Finanzamt zukommen.

Spenden unter dem Stichwort
„La Strada“ über das Spendenkonto:
LIGA Bank eG
BIC: GENODEF1M05
IBAN: DE44 7509 0300 0000 0001 08

